Dr. Aquinas Ried

Leben und Werke

Mit einem Lebensbild von Dr. FRANZ FONCK
und zahlreichen Bildern und Zeichnungen nach
Originalen aus dem Nachlaß von Dr. Aquinas Ried,
hergestellt von ALFRED SCHOVELIN K.,
bearbeitet von

Dr. Carlos Keller

Verlag des Wissenschaftlichen Archivs von Chile
(Deutsch-Chilenischer Bund)
SANTIAGO. — CASILLA 3214.

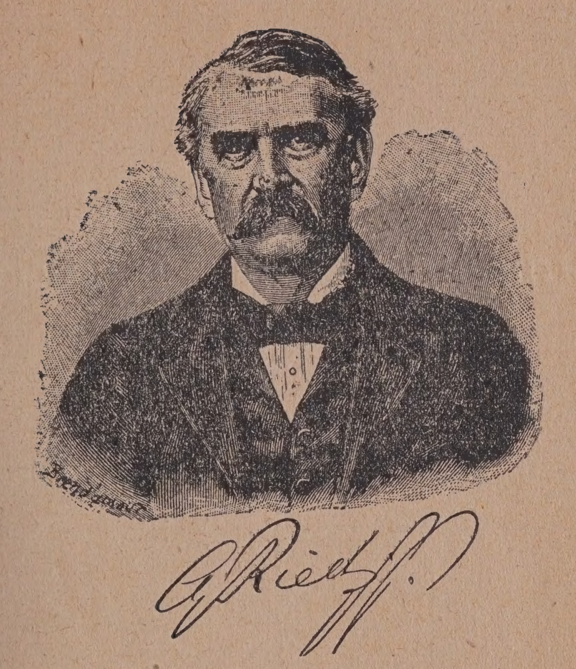
Dr. Aquinas Ried

Leben und Werke

Mit einem Lebensbild von Dr. FRANZ FONCK
und zahlreichen Bildern und Zeichnungen nach
Originalen aus dem Nachlaß von Dr. Aquinas Ried,
hergeſtellt von ALFRED SCHOVELIN K.,
bearbeitet von

Dr. Carlos Keller

Verlag des Wiſſenſchaftlichen Archivs von Chile
(Deutſch-Chileniſcher Bund)
SANTIAGO. — CASILLA 3214.



DR. AQUINAS RIED
(Zeichnung nach einer Photographie).

Herrn Arnold Ried, Concepcion,
in Dankbarkeit.

Der Herausgeber.



Vorwort.

Der vorliegende Band aus den Schriften des Wiſſenſchaftlichen Archivs von Chile, die der Deutſch-Chileniſche Bund herausgibt, behandelt einen Mann, der ſo gut wie vergeſſen worden iſt. Schon zu Lebzeiten reichte die Perſönlichkeit Dr. Aquinas Ried's nicht über einen engen Kreis hinaus. Wir leſen mit Rührung in ſeiner Lebensbeſchreibung, daß die italieniſche Operngeſellſchaft, die ſeine Oper Telésfora aufführen ſollte, am Tage vor der Aufführung plötzlich und ohne jeden uns bekannten Grund abreiſte. Man könnte dieſes Ereignis ſymboliſch fürs Ried's Leben deuten: *die große Welt zog an ihm vorbei*, mochte er auch noch ſo ſehr nach Taten brennen und wirken wollen.

Hat er dieſe Vergeſſenheit verdient und die Einſamkeit und und Abgeſchloſſenheit, in der er ſchließlich doch ſein Leben verbrachte? Wir glauben, er verdient es mehr als viele andere, jetzt, nachdem er bald ſechzig Jahre tot iſt, die *gerechte Würdigung* zu finden, die ihm ſeine Zeitgenoſſen verſagten.

Ried iſt *eine echte Auswanderergeſtalt* aus der erſten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Schon in jungen Jahren ſehen wir ihn aus ſeinem deutſchen Vaterland *nach England* ziehen, um dort ſeine Ausbildung zu erfahren. Von da geht er als Militärarzt *nach Auſtralien*. Eine ewige Unruhe, der *Trieb des Deutſchen in die Ferne*, ſcheint ihnen raſtlos eine weiterzutreiben. Und wenn er ſchließlich auch in *Valparaiſo* bleibende Stätte fand, iſt er auch von hier aus unermüdlich gereiſt, um

Neues in sich aufzunehmen, seinen Gesichtskreis zu erweitern, der Welt neue Geheimnisse abzulocken.

Er war ein rechter Feuergeist, eine Prometeusgestalt, ein Himmelsstürmer. Begeistert für die Ideale seiner Zeit, den Liberalismus, ein glühender deutscher Patriot, bei aller Anpassungsfähigkeit an fremde Nationen, war er daneben Arzt, Dichter, Komponist und Naturforscher. Wir können ihn getrost eine faustische Gestalt nennen und wünschten nur, wir hätten recht viele von diesem Schlage unter uns, mag diese Vielseitigkeit auch ihre Schattenseiten haben.

Und dieser Feuergeist gerät nun in die Enge des Kolonielebens in Chile, die damals noch viel drückender war als heute. Man möchte sagen, Ried, dieser vielseitige und für alle Kulturfragen begeisterte Mann, lebte hier im luftleeren Raum. Er kämpfte, forschte und schuf Werke, aber sie hafteten nicht an den Menschen. Seine Umwelt war ein Schatten, ein Phantom, das jedesmal entwich, wenn er es zu fassen suchte, gleich jener italienischen Operngesellschaft. Er war großzügig und umfassend, ihn beschäftigten Fragen wie die der Eroberung Araucos, der deutschen Einwanderung, der politischen Grundsätze, ihn bewegten wissenschaftliche und künstlerische Probleme, aber er stand einsam und vielleicht auch verkannt unter seinen Zeitgenossen. Seine Opern wurden nicht aufgeführt, seine Werke wurden nicht gedruckt, er war ein Einsamer.

Wie viel Bitternis und Enttäuschung mag in diesem Leben gewesen sein! Wie oft mag Verzweiflung sich seiner bemächtigt haben! Er sagt es uns nicht, aber der Verlauf seines Lebens, die ewige Unruhe, die ihn weiter trieb, lassen es uns ahnen.

Freilich heute, da wir sein Leben und sein Werk aus dem Dunkel der Vergangenheit hervorholen, um sie dem Leser wieder lebendig werden zu lassen, haben sich die Zeiten geändert. Mögen unsere Väter noch in der Gedankenwelt Ried's gelebt und gestritten haben, — für uns ist es eine fremde Welt geworden. Wir sind mit ihr nicht mehr durch unser Herzblut verbunden. Liberalismus, Freiheit, Kulturkampf und was unsere Väter sonst an Problemen bewegt haben mag, sind für uns keine Probleme mehr, — wenigstens nicht in dem Sinne, wie sie es für die vorangegangene Ge-

neration waren. Ried, der von sich glaubte, ein freier und unabhängiger Geist zu sein, kommt uns heute oft recht fanatisch vor, besonders dann, wenn er vom Katholizismus spricht. Seine Aeußerungen hierüber dürften lediglich historisches Interesse haben. An Stelle der Probleme tritt für uns dafür umso klarer und schärfer die Persönlichkeit hervor, die uns heute sicher mehr fesselt, als sie seine Zeitgenossen einnahm. Um seiner Persönlichkeit willen, die uns allen in ihrer Art als Vorbild dienen kann, haben wir uns auch entschlossen, dieses Buch herauszugeben. Diese Erklärung diene ihm zur Rechtfertigung.

Der erste Teil bringt ein Lebensbild Ried's, das der Feder von Dr. Franz Fonck, einem Zeitgenossen und Freund von ihm, entstammt. Es ist abgedruckt aus der Südamerikanischen Rundschau, Dessau 1894/95. Ueber Dr. Fonck brachten die Deutschen Monatshefte für Chile im Aprilheft 1925 eine Biographie.

Die Auszüge aus Ried's Werken sind direkt nach den Originalmanuskripten hergestellt, die uns Herr Arnold Ried zur Verfügung stellte. Schon das erste Werk, Streiflichter auf die Verbrecherwelt, führt Ried's hervorragend klaren, anschaulichen und prägnanten Stil vor. Man vergleiche seine Schilderung mit der von Feder Dostojewski in seinem Buch: Das tote Haus, in dem er das Leben in den sibirischen Strafgefangenenlagern um dieselbe Zeit schildert, — und man wird zugeben, daß ihm Ried nicht nachsteht. Grauenhafter kann man das Schicksal der Gefangenen nicht darstellen. — Auch die Ausschnitte aus Wüsten und Oasen offenbaren den feinfühligen Stilisten und scharfen Beobachter. — Das Reisetagebuch, welches wir an dritter Stelle bringen, ist eine Uebersetzung aus dem englischen Original.

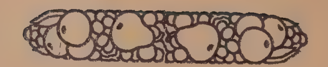
Zu unseren Bildern möchten wir bemerken, daß sie fast alle nach Originalen aus Ried's Nachlaß hergestellt sind. Herr Alfred Schovelin K. in Concepcion hat es liebenwürdigerweise übernommen, nach Ried's Vorlagen Zeichnungen herzustellen, die möglichst dem Original getreu nachgebildet sind. Er hat auch die Federzeichnungen nach den Gemälden von Rugendas hergestellt.

Die wiedergegebenen Photographien ſtammen von Ried ſelbſt und gehören zum Munuſkript von „Wüſten und Oaſen“.

Herr Arnold Ried hat das Material zu dieſer Ausgabe freundlicherweiſe zur Verfügung geſtellt und die Ueberſetzung des Reiſetagebuchs beſorgt.

Beiden Mitarbeitern ſei an dieſer Stelle herzlich gedankt!

Dr. Carlos Keller.

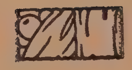


Dr. Aquinas Ried

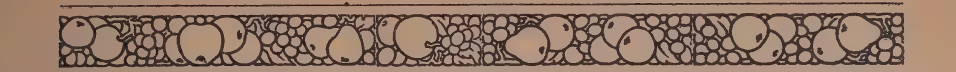
Lebensbild eines Deutſchen in Chile

von

Dr. Franz Fonck, Quilpué, (Chile).



Concepción
Imprenta Alemana, Lincoyan 455. — Casilla 41-C.
1927.



Erster Abschnitt.

Sein Lebenslauf.

I.

Die Jugendjahre.

Aquinas Ried wurde geboren in Strahlfels, einem Gutsorte der bayerischen Oberpfalz (nach einer anderen Lesart in Unterfranken gelegen). Als Geburtsjahr wird 1810 oder 1815 angegeben. Herr Cäsar Maaß, ein genauer Freund von Ried versichert, daß der letztere, als der ältere von beiden galt. Da Herr Maaß, der hochangesehene Señor der deutschen Kolonie Valparaisos, im Jahre 1815 geboren ist, dürfte für Ried 1810 als das Geburtsjahr festzuhalten sein.

Er erhielt seine Erziehung auf dem Gymnasium des Schottenklosters*) in dem nahegelegenen Regensburg, der Hauptstadt der Oberpfalz. Seine Eltern starben früh.

Es scheint, daß trotz der streng-katholischen Erziehung die Ideen der Freiheit und Aufklärung sich früh des Jünglings bemächtigten. Denn, wenn wir recht unterrichtet sind, beteiligte er sich damals an den in jener Zeit die studierende Jugend erfüllenden burschenschaftlichen Bewegungen Jung-Deutschlands und soll er aus diesem Grunde genötigt gewesen sein, Bayern zu verlassen.

War es dieser Grund oder war es der, daß ein im englischen Heere dienender Bruder seines Vaters, der unter Wellington die Napoleonischen Kriege mitgemacht hatte, sich seiner annahm und ihn zu sich berief, um ihn weiter auszubilden, er ging nach England. Sein Oheim stellte ihn dem großen Feldherrn vor, um dessen Gunst für ihn zu gewinnen. Wellington empfing ihn wohlwollend,

---

*) Schottenklöster sind eigentümliche Anstalten, die aus dem Mittelalter stammen: schottische, irische und englische Benediktiner-Mönche gründeten seit den Kreuzzügen Niederlassungen in vielen deutschen Städten, von denen sich die in Wien und Regensburg bis aus die Neuzeit erhalten haben. Sie verschmolzen bald mit den deutschen Benediktinern.

fertigte ihn aber in charakteristischer Weise und echt lakonischer Kürze mit den Worten ab: „Gehe auf die Universität und erwerbe deinen Titel“.

Wir können nicht mit Sicherheit feststellen, welche englische Universität die von unserm Kandidaten der Medizin, der er sich zuwandte, besuchte war. Die Familie gibt als solche Oxford an; Herr Maaß, unser Gewährsmann, versichert, es sei Dublin oder vielleicht Edinburg gewesen.

Der junge Mediziner wandte hier seine Zeit sehr gut an: er bildete sich zum tüchtigen Arzte aus und erhielt sein Diplom; außerdem erwarb er sich eine vollkommene, bis in die größten Feinheiten eindringende Kenntnis der englischen Sprache, welche ihn später auszeichnete.

II.

Die Norfolk-Insel.

Nach beendigten Studien verschaffte ihm sein Oheim eine Anstellung als englischer Militärarzt. Er wurde einer Besatzungs-Mannschaft zugeteilt, welche sich nach der Norfolk-Insel einschiffte. Dieselbe hatte die nach dieser Insel deportierten schweren Verbrecher zu bewachen. Diese Insel ist für Australien genau das, was für Chile die Insel Juan Fernandez: eine von der Natur verschwenderisch ausgestattete Insel, einsam im Ozean daliegend und durch die tragischen Erlebnisse der auf ihr gefangen gehaltenen Verbrecher in schauerlichem Lichte dastehend. Wir wissen allerdings nicht, ob Norfolk wie dieses einen Robinson Crusoe gehabt hat, durch den Juan Fernandez auch in dichterischem Glanze strahlt.

Norfolk liegt fern von der Ostküste Australiens in der Mitte zwischen Neu-Seeland und Neu-Caledonien; der Mangel eines Hafens erschwert den Verkehr mit der Außenwelt und vermehrt noch die durch seine Lage bedingte Abgeschiedenheit. Sie ist sehr fruchtbar und war ursprünglich mit einem dichten Walde der herrlichen Norfolk-Schmucktanne (Araucaria excelsa), jetzt eine Hauptzierde aller Garten-Anlagen, bedeckt. Wir wissen nicht, ob diese schönen Wälder, die fast ganz abgeholzt wurden, noch zu Ried's Zeiten bestanden.

Dieses reizende Eiland, ein wahres Eden auf Erden, wie er es nannte, war nun leider bevölkert durch den Abschaum der Menschheit, unter welchem Ried viel zu leiden hatte, da sogar Aufstände der Verbrecher vorkamen. So brachte er, selbst in mancher Hinsicht ein zweiter Robinson durch die Abgeschiedenheit von der Welt, sieben Jahre zu. Der junge Arzt und Forscher bewährte jedoch schon hier seine reiche Begabung und unermüdliches Streben der Wissenschaft zu dienen. Er besaß ganz außeror-

dentliche Anlagen für die Musik. So geschah es, daß der Zauber des unendlichen Meeres und dieser lieblichen Natur ihn zu seinen ersten musikalischen Schöpfungen begeisterte. Andererseits forderte das Rätsel dieser entarteten Verbrecher-Naturen seine Beobachtungsgabe und Schärfe des Urteils heraus. Wir werden später auf seine dahin zielende Tätigkeit auf Norfolk zurückkommen.

III.

Ankunft in Valparaiso.

Endlich schied er von der Insel, welche unvergeßliche Erinnerungen in ihm zurückließ. Er kam nach Sydney. Nach einer nicht verbürgten Quelle machte er von hier aus eine Forschungsreise mit, wie es scheint, nach dem Südpole. Dann trat er in demselben Hafen den Rückweg nach Europa an. Die Reise dahin führte ihn nach Valparaiso, wo das Schiff anlegte. Es war etwa im Jahre 1844.

Hier eröffnete sich ihm ganz unerwartet ein neuer Gesichtskreis. Er lernte zahlreiche Deutsche kennen, welche sich bald an ihn anschlossen. Diesen, welche begreiflicher Weise alle dem Handelsstande angehörten, mußte sehr viel daran liegen, Ried, einen geschickten Arzt, einen vollkommenen Musikkenner, einen fein gebildeten Weltmann mit glänzender Unterhaltungsgabe, für ihren Kreis zu gewinnen. Auch versprach man ihm die besten Aussichten für sein Fortkommen, die allerdings für die erste Zeit keineswegs in Erfüllung gingen. Ried gab dennoch der Ueberredung nach und entschloß sich, in Valparaiso zu bleiben.

Eine der Freunde, die sich besonders bemühten, Ried für Chile zu gewinnen, war Eduard Baierbach,*) eine Persönlichkeit, der man sich noch jetzt in Valparaiso erinnert. Er war der erste Präsident des deutschen Vereins und Konsul einiger kleiner Staaten. Da es damals noch so viele unabhängige europäische Staaten gab, so hatte fast jeder fremde Kaufmann einen Titel als Konsul.

Man erzählt sich von Baierbach einige kleine ernste und heitere Geschichten:

Er besaß ein ganz ungewöhnliches Sprachtalent, redete fließend sechs Sprachen (acht nach Hugo Kunz**). Er unterhielt sich an einer Tafel in allen diesen Sprachen. Setzt diese Redegewandheit in Erstaunen, so ist es anderseits für diese Seestadt bezeichnend, daß sich damals Gelegenheit bot, gleichzeitig in so vielen Sprachen zu reden.

---

*) Nach einer anderen Schreibweise Baierbach. Siehe Hugo Kunz, Chile und die Deutschen Kolonien, S. 366.

**) *Chile und die Deutschen Kolonien*, Leipzig (1891) S. 366.

Baierbach war Prokurist eines angesehenen Hauses. Als solcher überraschte er eines Tages die leitenden Geschäfts-Eigentümer mit einem von ihm als Prokuristen des Hauses unterzeichneten Briefe, worin er ihnen mitteilte, daß er, da der Gehalt des Prokuristen Baierbach doch zu gering sei, denselben um so und soviel erhöht habe. Wir haben nicht erfahren, ob dieses etwas ungewöhnliche Vorgehen den gewünschten Erfolg hatte. Jedenfalls fehlte es diesem Jünger des Merkur nicht an Talent und Keckheit, um seine Person zur Geltung zu bringen. Derartige Personen sind ohne Zweifel vorzüglich dazu geeignet, einem fremden Elemente im Auslande Bahn zu brechen.

IV.

Ferdinand Flindt, Franz Kindermann.

Ried's Beschäftigung war in der ersten Zeit geteilt zwischen der ärztlichen Praxis und der Pflege der Musik, für die er eine so große Vorliebe zeigte. Da diese Teilung auf die Dauer keiner Erfolg versprach, nahm er eine Stelle als Arzt und Hauslehrer bei Josué Waddington auf dessen Landgute San Isidro bei Quillota an. Dieses reizend gelegene und schöne Gut war später Eigentum der deutschen Familie Paulsen und gehört jetzt Agustin Edwards.

Waddington, ein Engländer, war mit einem mäßigen Kapital nach Chile gekommen und hatte durch seine Betriebsamkeit und sein Geschick in Verbindung mit Bauten und anderen erfolgreichen Unternehmungen einen großen Besitzstand erworben.

In San Isidro brachte Ried etwa Jahre in angenehmer verhältnismäßig ruhiger Beschäftigung zu. Hier trat jedoch ein Ereignis ein, das diese Ruhe unterbrach und für seine Zukunft bedeutungsvoll wurde.

Der Kaufmann und preußische Konsul Ferdinand Flindt hatte zu jener Zeit mit seiner Familie seinen Sommeraufenthalt in Limache, dem lieblichen Tale zwischen Valparaiso und Quillota. Flindt zog sich eine übrigens leichte Verletzung zu, welche die Hilfe eines Arztes notwendig machte. Da San Isidro näher bei Limache liegt, wie Valparaiso, so wurde Ried zu ihm hingerufen und bei dieser Gelegenheit in dessen Familie eingeführt. Konsul Flindt war mit Maria Theresia Canciani verheiratet, der liebenswürdigen und gebildeten Nichte des italienischen Kaufmann Canciani aus San Vito in Friaul, dessen Name noch in Valparaiso in dem seinen Namen tragenden „Conventillo" (Häuserviertel für Arbeiter) in der Calle Independencia fortlebt. Hier lernte Ried die nicht minder anmutige als talentvolle Schwester der ersteren, Catalina, kennen, mit der er sich bald darauf verlobte und später vermählte.

Auch noch in anderer Hinsicht war die Verbindung mit Flindt für Ried von Bedeutung. Der erstere hatte in den Bereich seiner

ausgedehnten kaufmännischen Unternehmungen auch die Kolonisation des Südens gezogen.*) Er hatte eine bedeutende Strecke Land am Rio Bueno südlich von Valdivia erworben und beabsichtigte, dasselbe durch Ansiedelung von deutschen Kolonisten nutzbar zu machen. Er ließ daher für seine Besitzung San Tomas (nach Ried später Bellavista genannt?) am südlichen Ufer des Rio Bueno 9 deutsche Familien und einige ledige Handwerker, meist aus Rothenburg in Kurhessen, durch Vermittelung von Bernhard Philippi**) anwerben und auf dem ihm gehörigen Schiffe „Catalina", Kapitän Petersen nach Chile bringen.*) Dieselben langten am 25. August 1846 in Valdivia an. Es waren dies die ersten deutschen Auswanderer, welche in das Land kamen, „das erste Senfkörnlein der deutschen Zukunft in Chile", wie sich Ried in seiner Schrift „Wüsten und Oasen" ausdrückt. Es ist in hohem Grade bemerkenswert, daß das erste Schiff, welches deutsche Kolonisten nach Chile brachte, seinen Namen zu Ehren der Gemahlin Ried's führte, welche heute, obgleich betagt, die Frische ihres Geistes bewahrt hat und den Erinnerungen jener denkwürdigen Zeit lebt.

Ried wurde auf diese Weise in das in seiner Familie heimische Feld der deutschen Einwanderung eingeführt, für das sein für Alles Edle und Gemeinnützige so empfänglicher Sinn sich begeisterte und fortan unablässig tätig war.

Leider hatten diese Kolonisationsversuche Flindt's für denselben keinen guten Erfolg. Seine Geschäfte nahmen einen ungünstigen Ausgang. Das ihm gehörige Land ging zum Glück in den Besitz von Franz Kindermann über, welcher die Bestrebungen, die deutsche Einwanderung dahin zu ziehen, fortsetzte. Auch für diesen war der Erfolg kein günstiger, wenn auch die Auswanderung dank seiner und besonders Bernhard Philippi's Bemühungen schließlich einen bedeutenden Aufschwung nahm. Flindt, B. Philippi und „der Maler" Alexander Simon, Verfasser einer bekannten Schrift über die Auswanderung nach Chile und Schwager Kindermann's, ereilte ein tragisches Geschick, als eben die von ihnen gesäte Saat zu keimen begann. Kindermann sah sie blühen und reifen, aber er erntete weder Vorteile noch Anerkennung. Es bestätigte sich hier die auch anderwertig gemachte traurige Erfahrung, daß die ersten Träger und Bahnbrecher einer neuen Idee meist selbst in dem schweren Kampfe erliegen, der dann von Anderen mit frischen

---

*) Es scheint, daß Flindt die Anregung dazu durch Franz Kindermann erhielt.

**) Wir werden weiter unten auf Bernhard Philippi und das Geschichtliche der ersten Anfänge der Kolonisation des Südens zurückkommen.

*) Flindt ließ mit großem Aufwande einige Schiffe bauen, von denen eins den Namen seiner Frau, das andere den seiner Schwägerin erhielt (Maaß).

Kräften aufgenommen, oft zu einem großartigen Erfolge und Belohnung der letzteren führt, während die Urheber erst von der Nachwelt und zu spät für sie selbst anerkannt werden.

V.

Reise nach Valdivia.

B. Philippi, der Urheber und rastlose Vorkämpfer der deutschen Einwanderung, bewog seine Freunde Dr. Ried, Franz Kindermann und Cäsar Maaß die Provinz Valdivia zu besuchen, ohne Zweifel, um sie durch den Augenschein von den Vorzügen derselben zu überzeugen und ihre Mitwirkung für diese Sache zu gewinnen.

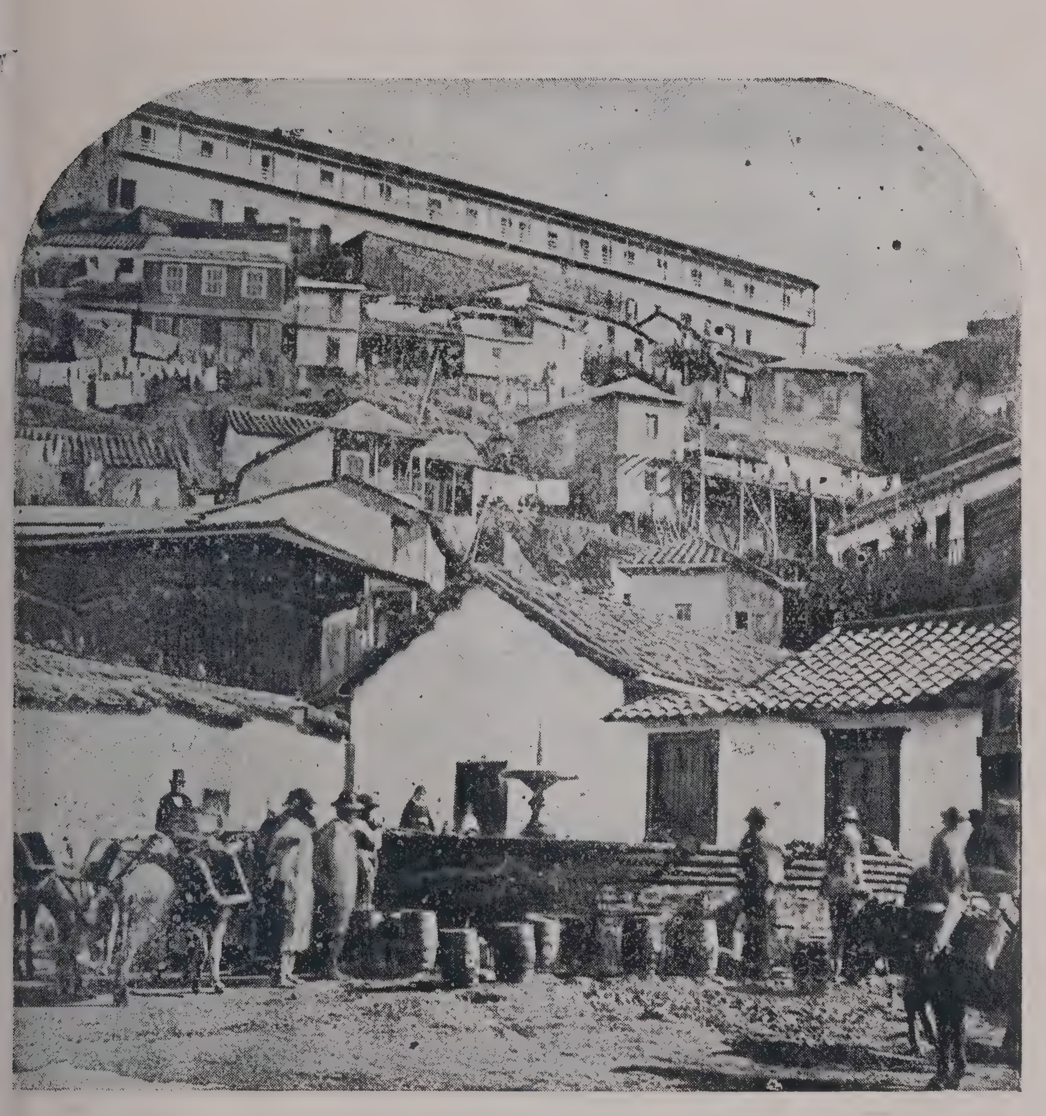
Da es einer Verbindung zur See damals (zu Anfang des Jahres 1847*) fehlte, mußte die Reise dahin zu Lande gemacht werden. Dieselben war bei der großen Entfernung von Vaparaiso, über 115 deutsche Meilen in gerader Linie bis Osorno, und dem Umstande, daß etwa ein Drittel des Weges durch das Gebiet der unabhängigen Araukaner führte, nicht nur beschwerlich sondern auch gefährlich. Aber der Genuß entschädigte reichlich diese Beschwerden. Sie lernten aus eigener Anschauung ganz Chile kennen, von der Hauptstadt im trocknen Norden bis zu waldbedeckten und von fast beständigem Regen benetzten Süden. Welche merkwürdige Beobachtung bot dieser allmähliche Uebergang, welche Fülle und Großartigkeit der landschaftlichen Eindrücke und welche reichhaltige Belehrung der Verkehr mit den Landbewohnern und Araukaner!

Unsere drei Reisenden machten sich auf den Weg, jeder begleitet von einem Reitknecht und drei Pferden und erreichten, trotz der fast zahllosen Flüsse, die sie zu überschreiten hatten, ihr Ziel ohne jeden Unfall.

Besonders anziehend war für sie der Verkehr mit den Indiern. Sie hatten Gelegenheit, einem Parlament beizuwohnen, welches gegen 1000 Indier bei Imperial mit einem Kommissar der Regierung, Zuñiga, und einem italienischen Missionär abhielten zum Zwecke der Errichtung einer Mission. Es wurden dabei mehrere Opfer-Schafe in ritueller, an anderer Stelle dieser Blätter beschriebenen Weise geschlachtet und die Anwesenden aufgefordert, von den Herzen und dem Blute zu genießen. Der Missionär sah sich gezwungen, daran Teil zu nehmen; Maaß, dem wir diese Mitteilung verdanken, und die beiden anderen Reisenden wußten sich zu entschuldigen. Aehnlich ging es bei dem sich daran anschließenden Trinkgelage.

---

*) Siehe Bernardo Philippi, *Nachrichten über die Provinz Valdivia*, Kassel, in Kommission bei G. E. Vollmann 1851, S. 32.



Valparaiso um 1860.



Plaza del Orden, Valparaiso, um 1860.

Auch lernten ſie den bekannten araukaniſchen Häuptling Colipi kennen, mit welchem ſie eine längere Unterredung hatten. Dieſer mächtige und mit der Regierung verbündete Cazike, in deren Sold er ſtand, wurde mit mehreren anderen Reiſenden bekannt, welche über ihn berichten, ſo die Schiffbrüchigen des „Challanger“ (1836), Dumont d'Urville (1838) u. A., ebenſo wie der erwähnte ſehr einflußreiche, „Capitan de Amigos“ Zuñiga, der ein entſchiedener Freund von Colipi war. Uebrigens hatte die chileniſche Regierung alle Urſache mit der Haltung dieſes Caziken zufrieden zu ſein, denn er (oder ſein Sohn?) verteidigte als Leutnant im chileniſchen Heere in dem Kriege mit der Bolivianiſch-Peruaniſchen Konförderation (1838) in heldenmütigſter Weiſe die Brücke des reißenden Fluſſes Buin. Er ließ in dieſem Kampfe mit Erfolg ſein araukaniſches Schlachtgeheul („chivateo“) erſchallen und erwarb ſich durch ſeine tapfere Haltung den Beinamen „Held der Brücke.“

Unſere Reiſenden beſuchten nach ihrer glücklichen Ankunft die Niederlaſſung der eben erwähnten, vor mehreren Monaten angekommenen deutſchen Einwanderer am Rio Bueno und ſetzten ſich in Valdivia mit den älteſten dort angeſiedelten Deutſchen, den Brüdern Wilhelm und Ernſt Frick und Friedrich W. Döll in Verbindung. Der von Ried mit dem würdigen Wilhelm Frick damals geſchloſſene oder vielleicht auch von früher her beſtehende Freundſchaftsbund blieb bis zu ſeinem Tode beſtehen. Beide blieben in häufigem brieflichen Verkehr, der gewiß für die deutſche Kolonie in Valdivia bei dem lebhaften Intereſſe Rieds für dieſelbe von nicht geringem Vorteil war. W. Frick bewahrt dieſen umfangreichen Briefwechſel. Leider erlaubten ſein hohes Alter und angegriffene Geſundheit ihm nicht, dem Verfaſſer dieſer Zeilen eine Mitteilung über Rieds Lebenslauf und beſonders über deſſen Beziehungen zu Valdivia zu machen.

VI.

Reise nach Bolivien.

Nach ſeiner Rückkunft von Valdivia erhielt Ried ein im Ganzen vorteilhaftes Anerbieten, die Stelle als Stadtarzt und Profeſſor der Pathologie in Chuquiſaca, jetzt gewöhnlich Sucre genannt, der damaligen Hauptſtadt Boliviens zu übernehmen. Er nahm dasſelbe an und reiſte daher nach dieſer tief im Innern des Landes, jenſeits der zweiten Hauptkette der Andes gelegenen Stadt, um die Verhältniſſe in Augenſchein zu nehmen. Er fand ſie günſtig und kehrte daher zurück, um ſeine junge Frau mit der er ſich inzwiſchen vermählt hatte, dahin abzuholen. Sie langten glücklich dort an, blieben aber nur ſieben Monate, da in Folge einer Militär-Umwälzung die herrſchende freiſinnige Partei geſtürzt wurde und der General Belzu zur unum-

ſchränkten Regierung gelangte. Belzu war ein Feind der Fremden und Ried fürchtete daher, wir wiſſen nicht ob dazu noch beſondere Gründe vorlagen, von ihm verfolgt zu werden. So machte er alſo mit ſeiner jungen Frau die weite und äußerſt beſchwerliche Reiſe wieder zurück nach Valparaiso.

Es ſind uns leider keine Berichte über dieſe, gewiß in vieler Hinſicht merkwürdige Reiſe bekannt. Dieſelbe war übrigens in manchem Belang für ihn bedeutungsvoll. Sie vervollſtändigte in ihm das Bild der großartigen Natur des ſüdamerikaniſchen Kontinents, deren Eindruck einem jeden, der ſie geſehen, unvergänglich bleibt. Für ihn hatte dieſe Kenntnis noch einen beſonderen Wert, da er dadurch in die Lage verſetzt wurde, zahlreichen vorüberziehenden Reiſenden wichtige Aufſchlüſſe über das Innere dieſer Länder zu geben. Auch erwarb er ſich viele Freunde in Bolivien, mit denen er von da an in Verbindung blieb, und die für ihn ſammelten, Unter dieſen iſt beſonders Gil de Gumucio, ein Spanier, in Cochabamba erwähnenswert, der ihm äußerſt merkwürdige, künſtlich verbildete Aymara-Schädel ſandte und anthropologiſche Mitteilungen machte.

VII.

Niederlassung in Valparaiso.

Nach ſeiner Rückkehr war Ried darauf bedacht, ſich eine Zukunft zu gründen. Er ließ ſich daher bleibend als Arzt in Valparaiso nieder und machte in Santiago das erforderliche Examen, um zur Ausübung der Praxis berechtigt zu ſein. Er legte bei dieſer Gelegenheit der mediziniſchen Fakultät eine Abhandlung „über Ernährung und Diät“ vor.*) Er gibt in derſelben eine gedrängte Ueberſicht der Nahrungsmittel; er betont ganz beſonders die Wichtigkeit der Reinheit des Waſſers, welche bereits Celſus erkannt hatte. Auch weiſt er darauf hin, daß viele Aerzte den Fehler begehen, das Studium der Grundſätze der Diätetik zu vernachläſſigen. Ried greift hierin ſeiner Zeit vor, denn die neueſten Fortſchritte der Heilkunde beſtätigen dieſe Anſchauung vollkommen.

Beiläufig führen wir daraus die etwas ſeltſame Behauptung an, daß „aller Fiſch, der dem Mondlichte ausgeſetzt worden, gefährlich iſt“. Es ſcheint, daß dieſe Anſicht Ried's, die auch von anderen Beobachtern geteilt wird, ſo zwar, daß Fleiſch und Fiſche, wenn ſie dem Mondſchein ausgeſetzt noch ſchneller faulen ſollen als in der Sonne, eine irrige iſt. Dr. Eduard Jörg,**) der im übrigen an eine deutliche Einwirkung des Mondlichts auf den menſchlichen Körper, beſonders unter den Tropen, glaubt, unterwarf dieſe Frage in der Havannah***) einer Prüfung durch den Verſuch. Es er-

*) Anales de la Universidad. Jahrgang 1849, Seite 225 ff.
**) Einfluß des Tropenklima's, Leipzig 1851, S. 21.
***) La Habana K.

gab ſich dabei, daß friſche Fiſche und Fleiſch, eine Nacht hindurch dem Vollmonde ausgeſetzt, am anderen Morgen keine Veränderung zeigten und ohne Nachteil genoſſen wurden. Der Mond hat alſo mit dem Giftigwerden ſonſt genießbarer Seefiſche nichts zu tun. Erſt in neueſter Zeit iſt man auf dem Wege, die wirklichen Urſachen dieſer Erſcheinung zu ergründen. Sie beruht, wenn wir nicht irren, auf Bakterien.

Die Ausübung des ärztlichen Berufes befriedigte Ried vielleicht nicht oder war unter den gegebenen Verhältniſſen nicht lohnend. Er gab denſelben bereits im Jahre 1852 wieder auf und widmete ſich einem verwandten Zweige, der Farmazie und Drogerie, welche übrigens ſeine ärztliche Tätigkeit nicht ganz ausſchloß. Er übernahm die Apotheke von Roberto Leighton in der calle de la Planchada (jetzt Serrano). In dieſem Geſchäft hatte er guten Erfolg, ſo daß endlich ſein Wunſch nach einer geſicherten Lebensſtellung in Erfüllung ging. Seine allgemeine Beliebtheit, ſeine vielen Verbindungen, ſeine Gewandtheit in mehreren Sprachen und endlich ſeine dieſes Fach vollkommen beherrſchenden Kenntniſſe wirkten alle dahin, daß ſeine Officine vielſeitigen Zuſpruch genoß.

VIII.

Llanquihue.

Im Jahre 1854 hatte der Verfaſſer dieſer Zeilen das Glück, Ried kennen zu lernen. Dieſer, der ſtets bereit war, ſich jedem Ankömmling nützlich zu machen, ſuchte mich bei meiner Ankunft in Valparaiso auf. Wir wurden Freunde obgleich wir nur kurze Zeit mit einander verkehrten, da ich mich nur im Vorübergehen in Valparaiso aufhielt, um nach dem Süden zu gehen. Mein Ziel war nämlich, die im ferneren Süden gelegene neugegründete deutſche Kolonie Llanquihue mit dem Hauptorte Puerto Montt, wo ich mich als Arzt derſelben niederließ. Wir traten auch in ſtändige geſchäftliche Verbindung, in dem Ried meine Apotheke mit Drogen verſah. Hier entſpann ſich nun zwiſchen uns ein lebhafter, anregender Verkehr. Sei es mir geſtattet, etwas näher auf unſere gemeinſchaftlichen Beſtrebungen zum Wohle der genannten Kolonie einzugehen. Obgleich dieſelben für den außerhalb der letzteren ſtehenden Leſer nicht von Belang ſind und ſich nur auf ſehr beſcheidene Anfänge und Verſuche beziehen, mögen ſie zur Kenntnis der Koloniſten hier Platz finden.

Wir haben oben geſehen, daß Ried der deutſchen Einwanderung und Koloniſation, welche ſich damals auf Valdivia beſchränkten, die größte Aufmerkſamkeit ſchenkte, und werden noch weiter unten ſehen, welche Opfer an Mühe und Zeit er derſelben brachte. Durch meine Vermittlung wurde nun auch die neue Kolonie Llan-

quihue in den Kreis ſeiner Fürſorge gezogen. Dieſelbe war von nun an ebenſo wie Valdivia ein Gegenſtand, der ſein Sinnen und Trachten mit Vorliebe beſchäftigte. In jedem ſeiner Briefe an mich erkundigte er ſich nach dem Stande der Kolonie und machte er eingehende Vorſchläge, wie man derſelben zu ſchnellerem Fortſchreiten verhelfen könne. Er knüpfte dabei zunächſt an den eigenen Verbrauch von Drogen an und drang auf den Anbau von Arznei-Pflanzen, der den Koloniſten lohnenden Ertrag bringen werde. Er blieb herbei nicht etwa ſtehen, ſondern ſchickte mir eine Sammlung von Sämereien dieſer Art, um Verſuche damit anzuſtellen. Dieſe hatten jedoch keinen günſtigen Erfolg, denn das regneriſche und kühle Klima Llanquihues eignete ſich durchgehends nicht für dieſe Art Pflanzen. Zudem waren die Koloniſten welche mit ſo unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und in jenen Jahren ſich darauf beſchränken mußten, die nötigſten Lebensmittel für den eigenen Bedarf zu ziehen, nicht in der Lage, ſich einem geregelten Anbau ſolcher zarter Gewächſe zu widmen. Auch ſchickte R i e d unentgeltlich einen großen Sack H a n f ſ a m e n , um dieſe Nutzpflanze zur Gewinnung von Hanf für Tauwerk in der Kolonie zu verbreiten. Er wies darauf hin, daß nach einem damit gemachten Vergleiche der chileniſche Hanf den ruſſiſchen an Haltbarkeit übertreffe. Ich verteilte den erhaltenen Samen in der ganzen Kolonie und auch an einheimiſche Landbauer. Er wurde überall ausgeſät und ſeine Kultur in den Gärten im Kleinen fortgeſetzt, ſo daß ſie ſich bis heute erhalten haben mag. Zu einer gewerblichen Verwendung kam es jedoch nicht. Die Koloniſten verſicherten, daß der Hanf gut gedeihe, daß jedoch der Samen ſchlecht reife oder von den Vögeln gefreſſen werde. Selbſt die Einführung der Bienen wurde in Betracht gezogen, da indes ein Bienenſtock damals in Valparaiso $ 60.— koſten ſollte, wozu dann noch die Gefahren für den Stock und die Unkoſten auf der Seereiſe kamen, ſo mußten wir davon abſehen. Die Bienenſtöcke kamen nach Llanquihue mehrere Jahre ſpäter über Valdivia, wohin ſie leichter gebracht werden konnten, da die Seereiſe um ſo viel kürzer iſt.

Auch auf einem auderen Felde wurden Verſuche angeſtellt. R i e d prüfte die ihm von mir überſandte, im Süden nicht ſelten vorkommende T r i p p e l - E r d e welche dadurch ſehr merkwürdig iſt, daß ſie aus den Kieſel-Panzern mikroskopiſcher Infuſorien beſteht. Ferner unterſuchte er mehrere Proben von A ſ ch e der dortigen Hölzer, um feſtzuſtellen, ob ſie zur Gewinnung von P o t t a ſ ch e geeignet ſeien. Dieſe ſollte nämlich dazu dienen, um aus dem im nördlichen Teile der Weſtküſte in ſo rieſigen Maſſen gewonnenen Chile-Salpeter den für die Pulverfabrikation unentbehrlichen Kali-Salpeter darzuſtellen. Das Ergebnis war nicht beſonders günſtig; die Unterſuchung wurde daher nicht fortgeſetzt. In ſpäteren Zeiten

hat dasſelbe Projekt auch andere Autoren beſchäftigt, ohne indeſſen zur Ausführung zu kommen.

Ganz ohne Erfolg blieben jedoch dieſe Beſtrebungen nicht. Ried erhielt auf dieſem Wege von Puerto Montt für die Drogerie größere Mengen Leinſamen, Chamillen, das dort verwilderte mediziniſch ſo wichtige Fingerhut-Kraut und von dem kenntnisreichen Müller Hermann Klagges hergeſtellte Hafergrütze, wie es ſcheint die erſte, welche überhaupt in Chile produziert worden iſt.

Unter den mediziniſchen Pflanzen iſt der rote Fingerhut (Digitalis), eine ſo überaus wertvolle europäiſche Heilpflanze, beſonders merkwürdig. Es ſcheint außer Zweifel zu ſtehen, daß dieſe Pflanze im Jahre 1853 durch den unlängſt verſtorbenen, ſo tüchtigen Gärtner Johann Heck als Zierpflanze nach Puerto Montt gebracht wurde. Ich erinnere mich, ſie in deſſen Garten geſehen zu haben. Kaum zwei bis drei Jahre nachher fand ich ſie bereits verwildert auf einer Anhöhe oberhalb des Ortes. Einige Zeit ſpäter hatte ſie ſich ſchon ſehr ausgebreitet, ſodaß ſie zum mediziniſchen Gebrauche verſchickt werden konnte; und bald darauf war ſie ein höchſt ſchädliches Unkraut geworden, das faſt das ganze urbare Land, wo dieſes nicht ſtändig bearbeitet wurde, überzog und durch Verdrängung des Graswuchſes die Viehweiden der Art einſchränkte, daß Schritte zur Ausrottung erforderlich wurden. Dieſes Beiſpiel einer ſo ſchnellen Pflanzen-Wanderung, beſonders einer mediziniſchen, dürfte zu den Seltenheiten gehören; im Tierreiche ſcheinen ſolche ſchnelle und verderbliche, durch den Menſchen veranlaßte Wanderungen — wir erinnern an die Reblaus und den Kartoffelkäfer — häufiger vorzukommen.

Ferner ſandte ich zuerſt an Ried das von mir entdeckte chileniſcher Penghawar Djambi, ein äußerlich angewendetes recht wirkſames Blutſtillungsmittel. Ried intereſſierte ſich ſehr für dieſe Droge und bemühte ſich nach Kräften, dieſelbe in Chile und Europa bekannt zu machen. Da er leider ſo früh ſtarb und ich Llanquihue verließ, iſt dieſelbe in Vergeſſenheit geraten.

Endlich iſt, wenn meine Erinnerung nicht trügt, auch der Stechginſter (Ulex europaeus) durch uns in Llanquihue eingeführt worden. Es handelte ſich darum einen ſchnellwachſenden Strauch oder Baum ausfindig zu machen, der geeignet wäre für das Rindvieh undurchdringliche Zaun-Hecken zu bilden. Dieſem Zwecke entſprach dieſer Strauch, der ſeitdem überall gemein geworden iſt, allerdings nur unvollkommen, dagegen iſt er ſehr nützlich durch ſeine den Bienen reichliches Futter bietende Blüten.

Ried hatte ſich ſchließlich in die Lage der Kolonie hineingelebt und dieſelbe aufrichtig in ſein Herz geſchloſſen. Am 25. Ja-

nuar 1862 schrieb er an mich: „Vielen Dank für die Nachrichten über die Kolonie. Ich habe ein großes Verlangen, Sie zu besuchen, um die Verwirklichung meiner alten Träume in Augenschein zu nehmen; doch ist es vorläufig noch unmöglich". Auch später kam es nicht dazu. Bei anderen Gelegenheiten nannte er die Kolonisten von Llanquihue „unsere Schützlinge". Mögen diese, welche kaum Kenntnis von den Bestrebungen dieses edlen Menschenfreundes zu ihren Gunsten erhielten, sich aus diesen Zeilen über dieselben unterrichten und seinem Andenken den verdienten Dank zollen!

IX.

Verkehr mit Naturforschern.

Mit seiner Wirksamkeit für die deutsche Auswanderung und Kolonisation, auf die wir weiter unten noch zurückkommen werden, war jedoch das gemeinnützige Wirken Rieds noch keineswegs abgeschlossen. Dasselbe war, man möchte sagen, all-umfassend.

Nachdem eben die Stürme des Befreiungskrieges sich in Chile gelegt hatten, begann die europäische Gelehrtenwelt sich mit der Erforschung dieses Landes zu beschäftigen. Da man so wenig von dem fast sagenhaften Lande kannte, wurden von beinahe allen Staaten Reisende und Expedition ausgesandt, um diesen jungfräulichen und so reichen Stoff bietenden Boden nach allen Richtungen zu erforschen. Besonders fruchtbar waren in dieser Hinsicht die dreißiger Jahre.

Von deutschen Reisenden erschienen um diese Zeit Eduard Poeppig, der uns eine so höchst anziehende und gediegene Schilderung sowohl der Natur des Landes wie auch seines damaligen Zustandes gegeben hat, und J. Meyen, ein ausgezeichneter Botaniker. Wir erwähnen beiläufig, daß der letztere in Chile vom Volke für Humboldt gehalten wurde, woher die noch jetzt zuweilen auftauchende irrige Meinung entstand, daß der letztere auch dieses Land besucht habe. Von anderen Reisenden erwähnen wir nur den größten Naturforscher unserer Zeit, Charles Darwin, und seine verdienstvollen Gefährten Philipp P. King und Robert Fitzroy. Auch der ausgezeichnete französische Seefahrer J. Dumont D'Urville, der dreimal auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise die Erde umsegelte, verdient hier eine besondere Erwähnung. Um dieselbe Zeit hatte bereits der französische Naturforscher Claude Gay begonnen, das Land zu durchforschen und den Stoff für sein auf Kosten der chilenischen Regierung herausgegebenes großartiges Werk zu sammeln, welches noch jetzt allgemein als Grundlage für die Naturgeschichte und andere Wissenszweige Chile's dient.

Mit Ausnahme des Letzteren, der sich für eine Reihe von Jahren im Lande niederließ besuchten alle diese Reisenden dasselbe nur vorübergehend. Diese waren daher ohne Ausnahme genötigt, sich

an in den Häfen ansässige und einflußreiche Kenner desselben zu wenden, um sowohl Auskunft über das Innere, als auch die zum Ebnen ihrer Wege erforderlich Empfehlungen zu erlangen. Hier war nun Ried ganz der Mann, der diesen Anforderungen entsprach. Wir haben gesehen, daß er Reisen in die entferneslen Gegenden des Landes unternommen und auf denselben zahlreiche und gewichtige Verbindungen angeknüpft hatte. Diese Freunde sandten ihm alle von ihnen auf dem Gebiete der Naturgeschichte und Völkerkunde gesammelten Fund-Gegenstände. Auf diese Weise war Ried mehr wie jeder andere im Stande, den in Valparaiso als dem Haupt-Hafen der Westküste einlaufenden Reisenden als kundiger Führer zu dienen. Dieselben verfehlten denn auch nicht, sich an ihn zu wenden. Er war ihnen in aufopfernder Weise mit Rat und Tat behülflich und stellte auch freigebig seine Sammlungen zu ihrer Verfügung; sein gastfreies Haus bot ihnen außerdem eine angenehme Unterhaltung, so daß Gelehrte, Musiker und andere angesehene Fremde sich in diesem Kreise so zusammenfanden und frohe Stunden verlebten. Es waren darunter mehrere bedeutende Männer, allerdings von nicht so hervorragender Größe, wie die erwähnten, welche Valparaiso schon vor Rieds Zeit besucht hatten.

Der erste von ihnen, über den wir Kunde haben, war der verdienstvolle Reisende J. J. von Tschudi, ein Schweizer, der nach seiner Reise in Peru in den Jahren 1838 bis 1842 sich in Wien niederließ, wo er hochbetagt unlängst gestorben ist. Es ist uns nichts näheres über die Verbindung Ried's mit von Tschudi bekannt. Nur das wissen wir aus dem Briefwechsel des Ersteren, daß von Tschudi ihm im Jahre 1859 meldete, daß er ihm baldigst ein für die Kolonisten von Llanquihue bestimmtes Werk über Hanfbau schikken werde. Hieraus kann man wenigstens schließen, daß ihr Verhältnis ein freundschaftliches und andauerndes war.

Ein anderer Reisender, mit dem Ried Freundschaft schloß, war der Freiherr Dr. Ernst von Bibra aus Nürnberg. Derselbe besuchte die Westküste zwischen Valdivia im Süden und Cobija, dem damaligen Hafen von Bolivien im Norden, in den Jahren 1849 und 1850. Er gab nach seiner Rückkehr einige kleinere wertvolle wissenschaftliche Arbeiten und eine Beschreibung seiner Reise heraus (Reise in Südamerika 1854, 2 Bände). Dieselbe ist recht anziehend geschrieben und enthält wichtige Mitteilungen über den damaligen Zustand der von ihm besuchten Plätze, scheint aber, wohl mit Unrecht, in unserer Zeit der Vergessenheit anheim gefallen zu sein. In diesem Werke schreibt von Bibra über Ried: „Neben der herzlichsten Aufnahme in seinem Hause verdanke ich ihm manche schätzbare Notiz über Chile und die interessantesten Mitteilungen aus seinem vielbewegten Leben“. Ein unangenehmer Zufall hätte

beinahe dieses Verhältnis getrübt. Ried machte eine bauliche Veränderung in seinem Hause; bei dieser Gelegenheit wurde unerwarteter Weise ein Brunnen aufgedeckt. Von Bibra drang eines Abends durch die nicht genügend verschlossene Tür und fiel in diesen Brunnen. Ried lief in Folge des dadurch verursachten Lärms herbei und erhielt auf die Frage, wer da sei, die Antwort: „ich bin der Baron von Bibra“, so daß er sich eines Lächelns nicht enthalten konnte. Von Bibra erlitt zum Glück keinen Schaden und machte daher nur im Scherz Ried den Vorwurf, daß „er seinen Freunden eine Falle gestellt habe“. Somit blieb dieser Zufall ohne Folgen und ihr Verhältnis ungetrübt. Die Familie Ried's, welche eine Reise nach Deutschland zu seinen Verwandten unternahm, besuchte auch von Bibra in Nürnberg. Der letztere starb im Jahre 1877 (?).

Ein österreichischer Reisender, von Friesach, besuchte Chile auf einer größeren Reise zu Ende des Jahres 1857. Er war sehr kenntnisreich und wissenschaftlich gebildet, außerdem harmonierte er mit Ried durch seine Vorliebe für die Musik. Derselbe besuchte, mit Ried's Empfehlungen versehen, den Süden Chiles und kam so auch im Februar 1858 nach Puerto Montt, wo ich ihm als Führer diente.

Den Glanzpunkt der wissenschaftlichen Reisen dieses Zeitraums bildet unstreitig die Erdumsegelung der österreichischen Fregatte „Novara“ (1857 bis 1859). Sowohl was die Gediegenheit ihrer Leistungen für die Wissenschaft und das Verkehrswesen, wie auch den nachhaltigen Eindruck, den ihr Erscheinen an allen besuchten Plätzen hervorrief, dürfte sie von keinem anderen ähnlichen Unternehmen übertroffen worden sein. Diese Art der Erdumseglungen, welche die Erd- und Völker-Kunde so mächtig gefördert haben, waren seit Cook etwa ein Jahrhundert lang von fast allen Staaten der gebildeten Welt mit Vorliebe und reicher Ausstattung ausgerüstet worden. Nur Deutschland brachte es nicht zu einer solchen, wenn auch die Reisen der Schiffe der preussischen Seehandlung einigen Ersatz boten. Die so glanzvolle Novara-Expedition ist merkwürdiger Weise die letzte ihrer Art geblieben; es ist augenscheinlich, daß diese großartigen Reisen aus der Mode gekommen sind, ob, weil kein Bedürfnis mehr dafür vorhanden ist? Wir wagen es nicht zu entscheiden. Immerhin glauben wir ihr Aufhören in der Neuzeit bedauern zu müssen.

Die Novara segelte unter österreichischer Flagge, wurde aber im Auslande als ein wesentlich deutsches Schiff betrachtet. Oesterreicher gab es damals noch sehr wenige über See, dagegen war der aus den anderen Ländern deutscher Zunge stammende Handels-Stand zahlreich und angesehen. In Ermangelung der ersteren nahm es also der letztere auf sich, diese so werten Gäste willkommen zu heißen,



Alte Photographie von Valparaiso.



Ansicht von Valparaiso 1862.

und da es das erſte Mal war, daß ſich ihm Gelegenheit bot, ein vaterländiſches Schiff zu feiern, ſo geſchah es mit um ſo größerer Begeiſterung. Das Gleiche fand in Valparaiso ſtatt. Die geſamte deutſche Kaufmannſchaft wetteiferte darin, den Gäſten den Aufenthalt angenehm zu machen. Aeltere Mitglieder derſelben erinnern ſich noch mit Vergnügen des ſchönen, ja großartigen Feſtes, welches dieſen in Quilpué, einem Landſtädtchen an der damals im Bau begriffenen Eiſenbahn nach Santiago, gegeben wurde. Es war dazu ein nahe beim Bahnhofe gelegener ſchattiger Platz mit maleriſchen Baumgruppen auserſehen. Vielleicht iſt es derſelbe, den Schreiber dieſer Zeilen jetzt täglich zur Erholung beſucht.

Ried war ſeinerſeits bemüht, ſich der Expedition nach einer anderen Richtung hin nützlich zu machen, indem er die Naturforſcher nach Kräften durch Rat und Tat unterſtützte und ſo weſentlich zu den wiſſenſchaftlichen Erfolgen der Expedition beitrug. Es ſcheint, daß Ried wertvolle Gegenſtände für die reichen Sammlungen der Novara ſpendete. Dr. Karl von Scherzer der angeſehenſte und talentvollſte Gelehrte derſelben, verkehrte ſehr viel mit Ried und brachte faſt täglich ſeine Abende bei ihm zu. Sie wurden und blieben Freunde und unterhielten auch ſpäter brieflichen Verkehr. Ried ſandte im Jahre 1863 das chileniſche Penghawar an von Scherzer.

Auch mit vielen in Chile anſäſſigen Männern der Wiſſenſchaft pflegte unſer Autor freundſchaftlichen Umgang. Wir erwähnen unter dieſen hier nur den verdienten Gouverneur der Magallansſtraße Georg C. Schythe, einen Dänen von Geburt. Er verfaßte eine vortreffliche Beſchreibung derſelben und machte die erſten fortlaufenden meteorologiſchen Beobachtungen an dieſem fernſten bewohnten Punkte der ſüdlichen Halbkugel. Wir werden weiter unten noch Gelegenheit haben andere Schriftſteller Valparaisos, mit denen Ried in Verbindung ſtand, namhaft zu machen.

X.

Die Feuerwehr.

Die bisher geſchilderten gemeinnützigen Beſtrebungen Rieds richteten ſich im allgemeinen auf entfernte mehr ideale Ziele. Aber auch durchaus praktiſche und naheliegende Zwecke fanden in ihm einen begeiſterten Förderer. So machte er in Valparaiso ſelbſt ſeine ausgezeichneten perſönlichen Eigenſchaften in vorteilhafteſter Weiſe zum Beſten ſeiner Mitbürger geltend. Es war dies beſonders bei der Gründung und Ausbildung der für dieſe Stadt ſo überaus wichtigen freiwilligen Feuerwehr der Fall.

Die in Südamerika bis zu Anfang dieses Jahrhunderts und auch jetzt noch zuweilen angewandte Bauart ist die alte spanische, welche ihrerseits von den Arabern bezw. Mauren Spaniens herstammt. Die Häuser sind einstöckig, die Mauern sind massiv aus großen, an der Sonne getrockneten Luftziegeln („adobes") aufgeführt; auf ihnen ruht das schwere Ziegeldach. Ein solches Haus sieht recht plump aus und gewährt der Architektur keinen Spielraum. Dagegen schützt es gut gegen Kälte und Wärme und hat außerdem den Vorzug, daß es fast gänzlich feuersicher ist; Brände kommen darin sehr selten vor. Vorrichtungen zum Löschen etwaiger Feuersbrünste waren daher in den früheren Zeiten unbekannt.

Die neuere Zeit brachte hierin und besonders in Valparaiso einen gewaltigen Umschwung. Der blühende Handel und Verkehr bewirkte eine schnelle Zunahme der bislang unbedeutenden und stillen Hafenstadt. Es wurde sehr viel und rasch gebaut und man verließ die alte schwerfällige Bauart, um aus Fachwerk luftige und gefällige Warenräume und Wohnungen aufzuführen, wobei in der ersten Zeit besonders eine Art Bambus-Rohr („Caña de Guayaquil") Verwendung fand. Diese leichten Bauten boten nun den großen Uebelstand, daß sie sehr feuergefährlich waren. Seitdem und bis in die neueste Zeit sind mehr oder weniger heftige Feuersbrünste fast tägliche Vorkommnisse und verursachen ganz außerordentliche Verluste an Hab und Gut, so daß sie eine stehende und empfindliche Landplage ausmachen. Obgleich die abgebrannten Häuser meist bald wieder aufgebaut werden, kann man auch jetzt in Valparaiso und anderen Orten kaum einen Ausgang machen, ohne eine Wüste, frisch entstandene Brandstätte zu treffen.

Die einheimischen Bürger und Behörden standen diesen verheerenden Ereignissen fast ratlos gegenüber, da ihnen dieselben neu waren und sie demnach auch über keinerlei Mittel, dieselben zu bekämpfen, verfügten. Bei einigen sehr großen Bränden, wie bei dem vom 15. März 1845, leisteten die Mannschaften und Gerätschaften der fremden Kriegsschiffe willkommene Hilfe. Auch fehlte es an Mitteln, um Spritzen anzuschaffen und eine ständige Feuerwehr zu besolden. So gaben schließlich die Fremden, wie fast in allen Dingen die Lehrmeister dieser Völker, das Beispiel und die Anleitung zur Gründung einer freiwilligen Feuerwehr. Dieselbe erfolgte im Jahre 1851 (siehe Kunz, a. a. O. S. 383). Es waren meist Engländer und Deutsche, die sich dazu zusammenfanden; auch mehrere Chilenen schlossen sich an. So kam diese für die Stadt so ungemein wichtige Anstalt zu Stande, welche bald einen gewaltigen Aufschwung nahm, unablässig eine außerordentlich segensreiche Wirksamkeit entfaltete und dem ganzen Lande als Muster diente. Ein ansehnliches Gebäude in bevorzugter Lage am Hafenplatze, in welchem die englische und deutsche Kompagnie ihren Sitz haben, und 8 andere Quartiere mit ihren

Dampfspritzen dann die viele Hunderte zählende, aus allen Nationen zusammengesetzte und bunt uniformierte Mannschaft von Freiwilligen und Hilfsmännern, an deren Spitze ein glänzender, wohl gegliederter Generalstab steht, geben Zeugnis von der Bedeutung dieser großartigen Institution.

Ried nahm, wie bei seinem Sinn für das Gemeinützige nicht anders zu erwarten war, an der Gründung der Feuerwehr teil und wirkte an ihr bis zu seinem Tode in hervorragender Weise mit. Er wurde zu den wichtigsten Aemtern derselben berufen und bekleidete vorübergehend die Stelle des Vize-Superintendenten und ständig die des Direktors der deutschen (zweiten) Kompagnie; außerdem wurde er wegen seiner Verdienste um die Feuerwehr zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt.

Als Leiter der deutschen Kompagnie faßte Ried seine Aufgabe in ganz eigenartiger und sinnvoller Weise auf. Er wár ein begeisterter Freund und Kenner der Musik und dabei auch ein begabter Schriftsteller und Dichter. Diese vortreffliche Veranlagung stellte er in den Dienst seiner Kompagnie, indem er im Jahre 1855 für dieselbe ein deutsches Feuerwehr-Lied verfaßte und in Musik setzte.

Wir geben es hier wieder nach den Erinnerungen des Herrn Friedrich Gerdtzen, welcher die Güte hatte, es für uns aufzuzeichnen:

„Feuer“, schreit es, „Feuer!“
Durch die Gassen auf und nieder,
Und das Volk läuft hin und wieder
Voller Schrecken, voller Angst.

Feuer ist das Element,
D'rin man's echte Gold erkennt:
Wo es glüht und wo es brennt,
Ja, da gilt der Mann.

Keiner will der letzte sein;
Einer will für alle schrei'n:
Feuer, Wasser, Feuer!
Ei, ei, Du alte Nummer zwei,
Ja Du bist gewiß mit bei,
Du und Deine Grenadierchen
Fünf und siebzig zöllige Tierchen
Alt und Jung' sind alle da!

Feuer ist das Element,
D'rin man's echte Gold erkennt:
Wo es glüht und wo es brennt,
Ja, da gilt der Mann.
Hurra! Hurra!

War der Text dieses Liedes seiner Form nach nicht sehr gut abgerundet, so war sein Inhalt dagegen unstreitig kernig und wirkungsvoll durch die Darstellung des Feuers, und entbehrte außerdem nicht des Scherzes. Die „fünf und siebzig zölligen Grenadierchen“

sind eine launige Anspielung auf die damalige Riesen-Garde der Kompagnie, bestehend aus den Herren Lüders, Dahm, Mohr und Gerdtzen, welche sich eines solchen reckenhaften Wuchses erfreuten und von ihren Genossen den Beinamen „Clipper“ erhielten. Fügen wir hinzu, daß die von Ried angegebene Singweise eine sehr wohlklingende und dazu passende war, so wird es begreiflich, daß die Kompagnie es mit Begeisterung sang, und daß es nicht wenig dazu beitrug, ihre Mitglieder anzuregen und zu einigen. Das Lied ist, wie es scheint, in den späteren Jahren verschollen. Unsere Hinweisung auf dasselbe verdient demnach vielleicht die Beachtung der deutschen Feuerwehr-Männer Valparaiso's.

Etwa vom Jahre 1860 wurde Ried durch die Beihilfe des jungen und liebenswürdigen Kapitäns der Kompagnie, des Herrn Georg von Bischhoffshausen, in wirksamer Weise in seinen Bestrebungen unterstützt. Beide faßten die Idee, für den Dienst der Feuerwehr ein System von Trompeten-Signalen einzuführen, welches bis dahin gänzlich fehlte. Nach vielen Versuchen und Bemühungen wurde ein solches von ihnen festgestellt und in der Folge für das ganze Korps angenommen. Diese Signale werden seitdem fortwährend benutzt und bilden eine wichtige Verbesserung die ihren Urhebern Ehre macht.

XI.

Ried als Tondichter.

Auch in anderer Weise verwertete Ried seine vorzügliche musikalische Begabung zum allgemeinen Besten. Er war Direktor eines musikalischen Vereins und pflegte die Konzerte zu wohltätigen Zwecken zu leiten.*) Auch in diesen unterstützten ihn die Herren G. von Bischhoffshausen und Carl F. Sohrmann,**) ein ausgezeichneter Tenor. Sie wurden von ihm eingeübt und waren erfreut, wenn sie die oft recht schwierigen Gesangspartien seiner Opern zu seiner Zufriedenheit ausgeführt hatten.

Zur Feier der Einweihung der Kirche La Matriz komponierte und dirigierte Ried eine Festmesse, bei welcher ein Sängerchor von 12 jungen Deutschen mitwirkte, gewiß eine anerkennungswerte Huldigung, die das noch so junge deutsche Element den einheimischen Bürgern darbrachte. Aber der Pfarrer Riobo war trotz dieser bedeutenden Leistungen nicht ganz befriedigt, indem er auch ein Te-Deum dabei aufgeführt haben wollte. Als Ried meinte, daß die

---

*) Siehe die Pflege der Musik in der damaligen deutschen Kolonie: Kunz, a. a. O. S. 366.

**) Herr Sohrmann, vor längeren Jahren nach Europa zurückgekehrt, lebt in Hamburg.

Messe doch wohl genüge, erklärte er, daß eine solche ohne Te=Deum ebenso unvollständig sei, wie „ein Festessen ohne Truthahn". Diese Anektode veranschaulicht sehr wohl den anspruchsvollen und verwöhnten Charakter der Chilenen, denen die Opferwilligkeit der deutschen Sänger, ihnen zu dienen, noch zu gering erschien.

Ueberhaupt beherrschte die Vorliebe Ried's für die Musik sein ganzes Dichten und Trachten. Man erzählt sich, daß er seinen Kranken häufig zu Ende seines Besuches, wie zu ihrer Erheiterung und Trost, eine seiner neuesten Ton=Schöpfungen auf dem Piano vortrug.

Ried war aber nicht nur ein begeisterter Liebhaber der Musik, sondern ein unstreitig bedeutender Ton=Dichter, der im Laufe der Jahre eine erhebliche Anzahl Opern in Musik setzte und dichtete. Es scheint, daß er als ausübender Künstler nichts Größeres leistete, daß er dagegen ein ganz ausgezeichnetes Gehör besaß und die Theorie der Musik vollkommen beherrschte. Dabei verfaßte er selbst und sogar in verschiedenen Sprachen den Text der Opern, mit deren Komposition er sich trug. Wir können annehmen, daß er sich im Geiste beständig mit einer derselben beschäftigte und daß seine außerordentliche Begabung zur Musik ganz im Verhältnis stand zu der ungewöhnlichen Ausdauer, womit er jene, trotz seiner wirklich erdrückenden Ueberhäufung mit Geschäften, durch Schaffung umfangreicher Ton=Dichtungen in Tätigkeit setzte. Wir glauben hieraus auf eine wahre Künstler=Natur schließen zu dürfen. Da er so wenig Zeit hatte, seine Kompositionen niederzuschreiben, mußte er dieselben lange im Sinne behalten. Es konnte hierbei nicht ausbleiben, daß sich mittlerweile seinem empfänglichen Geiste neue musikalische Motive aufdrängten, auf welche er dann einging, so daß in folgedessen das bisher in Bearbeitung befindliche Werk zurückgelegt wurde und daher unvollendet blieb.

Wir haben Kenntnis von folgenden von Ried verfaßten Opern: Ismenilda, Telésfora, Il Granatiere, Ondega, Walheida und Diana, deren mehr oder weniger vollständige Musik seine Gemahlin nebst anderen musikalischen Kompositionen aufbewahrt. Als Laien in der Musik haben wir dieselben nicht geprüft, können also dem Leser nichts über ihren Charakter und künstlerischen Wert mitteilen. Hoffentlich findet sich demnächst ein berufener Fachkenner, welcher, den Schleier, der auf ihnen ruht, lüftet.

Wir müssen uns hier darauf beschränken, einige äußere Einzelheiten über drei derselben, welche er vollendete, wieder zu geben.

Die herrliche Natur der Norfolk=Insel begeisterte ihn, wie wir bereits erwähnten, schon früh zu verschiedenen musikalischen Kompositionen, darunter auch eine Oper, „Ismenilda". Die Dichtung der=

selben ist sehr idyllisch; die Handlung bewegt sich zum großen Teile unter dem Meere und auf den Wogen desselben; die Musik hat einen eigentümlichen, weich schmelzenden Klang.

Die zweite, Telésfora, heroische Oper in drei Akten, ist die einzige, welche etwas mehr bekannt ist, und fertig bis zur Aufführung gediehen war. Wir besitzen den spanischen Text derselben in einem im November 1846 zu Valparaiso herausgegebenen Hefte. Ried widmet sie in einer kurzen Ansprache „dem chilenischen Volke" zur Verherrlichung des Unabhängigkeits-Kampfes und seiner Befreiung von der spanischen Herrschaft, da er, obgleich nur ein dürftiger Pilger, sich gedrungen fühle, eine bescheidene Gabe zu derselben beizusteuern. Die Dichtung ist eine rein allegorische sowohl der Ort und die Zeit als auch die Personen entbehren jeder wirklichen und geschichtlichen Grundlage. Dies ist jedenfalls ein Mangel, der das Verständnis dieses Werkes erschweren und seinen Erfolg in Frage stellen mußte, besonders bei dem Publikum, für welches es bestimmt war. Dagegen ist diese Dichtung reich an schwungvollen Liedern und Gesängen in Versen, die in entsprechender Weise als Arien und Rezitative durch die Musik wiedergegeben eine erhabene Wirkung ausüben müssen. Das Lob der Freiheit wird wiederholt besungen; „diese und die Liebe sind die beiden Elemente, welche die Welt beseelen". Der Aufbruch zum Kampfe und ein Lied an die Sonne sind besonders gelungen und wirkungsvoll. Diese Stücke sind nach unserm bescheidenen Ermessen wirklich vollendet und nahezu klassich. Fügen wir hinzu, daß das Spanische, eine für Ried fremde Sprache, nichts desto weniger vortrefflich ist, und nur einzelne, nicht richtig gewählte, aber unwesentliche Ausdrücke den Fremden erkennen lassen.

Was die Musik betrifft, so können wir nur anführen, daß nach dem Urteile des gewiegten Musik-Kenners Friedrich Gerdtzen, in dessen Gedächtnis sich einige Singweisen dieser Oper erhalten haben, dieselben ganz melodisch sind.

Nach vielen Bemühungen hatte Ried die Oper mit der Opern-Gesellschaft der bekannten Sängerin Pantanelli einstudiert: die Rollen waren verteilt, das Textbuch mit der Besetzung war ausgegeben; nichts stand der Aufführung im Wege; Tag und Stunde waren festgesetzt. Plötzlich und ohne daß man je den Grund davon erfuhr, gab die Gesellschaft dieselbe auf und verließ gleichzeitig Valparaiso.

Man kann sich vorstellen, welche bittere Enttäuschung Ried durch das Scheitern der Aufführung erlitt, nachdem diese anscheinend gesichert war.

Ebenso ungünstig war der Erfolg, der einer dritten, sich eben-

falls auf fremden patriotischen Gefühlen aufbauenden Oper zu Teil wurde.

Als nach dem Frieden von Villafranca (1859) Italien ein geeinigtes Königreich wurde, begeisterte dies Ried in hohem Grade. Er, der so leidenschaftlich für die deutsche Einheit schwärmte, konnte nicht umhin zu glauben, daß die Einigung Italiens das Beispiel für jene sein werde und begrüßte daher freudig dieses Ereignis, welches ihm außerdem durch die Nationalität seiner Frau noch näher gelegt wurde. Er beschloß daher, dem jungen Italien eine Huldigung darzubringen und zwar in gleicher Form, wie er es für Chile getan hatte, nämlich durch eine von ihm komponierte Oper. Er verfaßte somit eigens zu diesem Zwecke die Oper „Il Granatiere". Die Herren von Bischhoffshausen und Sohrmann übten damals einige schwierige Partien dieser Oper mit Erfolg ein, während zwei Sänger von Beruf dieselben kaum durchführen konnten. Ried schickte die vollständige Partitur, Text und Widmung an den italienischen Minister-Präsidenten Ratazzi ein. Aber die Oper blieb seitdem verschollen; der Minister Ratazzi ließ sich nicht einmal herab, ihm eine Anzeige ihres Empfangs zu machen. Also auch hier wieder Undank und Enttäuschung!

Dies ist alles, was wir dem Leser über die rastlose und umfassende musikalische Tätigkeit Ried's mitteilen können.

XII.

Der Krieg mit Spanien.

Es war um die Mitte des Jahres 1864, als Ried sich auf der Höhe seines geschäftlichen und gemeinnützigen Schaffens befand. So ungemein vielseitig dasselbe auch war — wir werden sehen, daß wir bis jetzt noch keineswegs alle Seiten desselben berührt haben — so waren sein Fleiß, seine Geschicklichkeit und seine voll entwickelte Arbeitskraft im Stande alle an ihn gestellten Anforderungen zu bewältigen.

Um diese Zeit drängte sich allen Geschäftsleuten und Besitzern unserer Handelsstadt ein Schatten auf, der anfangs als eine unscheinbare Wolke am Geschichtskreise erschien, nach einiger Zeit den Himmel verdüsterte und schließlich als ein Verderben bringendes Gewitter über dieselbe losbrach. Es war dies der Krieg Spaniens mit Chile und Peru. Es würde uns hier zu weit führen, näher auf die Ursachen und den Verlauf dieses eigentlich wenig begründeten Krieges einzugehen. Spanien befand sich damals in verhältnismäßig günstiger Lage und besaß eine schöne Flotte. Diese wurde von dem ehrgeizigen Minister O'Donnell dazu benutzt, um den ehemaligen spanischen Kolonien am Stillen Ozean Achtung vor dem Mutterlande einzuflößen. Der Krieg bestand anfangs nur mit Peru. Allein

Chile erklärte die Kohlen als Kriegs-Kontrabande und erweigerte sie daher der spanischen Flotte. Spanien legte dies als eine Parteinahme für Peru aus und erklärte also auch Chile den Krieg.

Die spanische Flotte blockierte in folgedessen zuerst Valparaiso einige Monate hindurch und bombardierte schließlich die Stadt am 31. März 1866.

Man kannte Spanien im Auslande nicht mehr als kriegführende Macht und fürchtete es daher weniger wie die großen Seemächte; auch hoffte man auf ein Eingreifen der Neutralen. Ried hatte daher von Anfang an diesen Krieg für wenig ernstlich gehalten. In seinen Briefen beurteilte er denselben geradezu als „eine Windbeutelei". Auch als später die Lage bedenklicher wurde und die Blockade dem Handel so großen Schaden zufügte, fürchtete er nicht, daß es zum äußersten kommen werde. Als endlich das Bombardement angekündigt wurde, hoffte er immer noch, daß es entweder nicht zur Ausführung kommen, oder doch weit weniger unschädlich sein werde, denn wo kam es in unserem zivilisierten Zeitalter noch vor, daß man eine offene, nicht befestigte Stadt, bombardieren würde, nur um Eigentum zu zerstören? Er traf also keine Anstalten, wie andere vorsichtigere, seine Waren aus dem Bereiche der Kanonen zu bringen. Aber das Unerhörte geschah: die Beschießung erfolgte nach Vorschrift. Sie legte die Zollhäuser, mehrere andere öffentliche Gebäude und einige der wichtigsten Straßen in Asche und verursachte einen ungeheuren, nach vielen Millionen zählenden Schaden, der besonders viele Ausländer, die doch zu diesem Kriege in gar keiner Beziehung standen, betrat.

Unter diesen befand sich auch Ried: seine Drogerie und Apotheke brannte vollständig ab. Es war dies sein ganzes Hab und Gut, die Frucht vieler Jahre angestrengten Fleiß; ihr Wert betrug $ 54.000, eine für die damalige Zeit sehr beträchtliche Summe. Man kann sich denken, welch' niederschlagenden Eindruck dieser schwere Verlust auf ihn machen mußte. Derselbe wirkte in der Tat überwältigend: er war untröstlich und mutlos. Doch ermannte er sich schließlich und eröffnete, von einigen treuen Freunden unterstützt, ein neues Geschäft. Aber der erlittene Schaden war nur zum Teil wieder gut zu machen und so erholte er sich nicht mehr ganz von diesem Unglück. Er nahm indessen seine frühere Tätigkeit wieder auf und widmete sich in gewohnter Weise der Musik und der Feuerwehr; selbst für die Kolonie war seine Teilnahme nach wie vor rege.

XIII.

Sein Hinscheiden.

Es scheint, daß der Kummer über diesen Verlust Ried's Kraft gebrochen hatte; dabei schonte er sich nicht, arbeitete täglich



Der Hafen von Valparaiso 1862

Nach einem Gemälde von Rugendas.

Linientruppen, um 1860.

bis nach Mitternacht und gönnte ſich ſelbſt bei Tiſche keine Ruhe, indem er dabei las oder ſchrieb, zuletzt arbeitete er an der angefangenen Oper „Diana“. Dieſe durch Jahre forgeſetzte übermäßige geiſtige Anſtrengung mußte auf die Dauer ſeine Geſundheit untergraben. Die eintretende Störung machte ſich leider nicht allmählich geltend, ſo daß eine derartige Mahnung zum rechtzeitigen Einlenken hätte führen können; nein! ſie traf ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel und für immer vernichtend. Ein plötzlich eingetretener Schlaganfall machte ſeinem Leben nach wenigen Tagen ein Ende. Er verſchied am 17ten Mai 1869 um 10 Uhr vormittags.

Das unerwartete Ableben Ried's verſetzte ganz Valparaiso in Trauer. Hatte man ihm während ſeines Lebens vielleicht nicht die gebührende Anerkennung gezollt, ſo kamen nun ſeine Verdienſte in vollem Lichte zum Bewußtſein ſeiner Mitbürger. Seine Landsleute fühlten ſich tief ergriffen; auch die Engländer, welche ihm in Folge der durch ſein Vorleben gegebenen Anknüpfungen vielfach nahe ſtanden, nahmen großen Anteil. Das geſamte Feuerwehr-Korps beklagte den Verluſt ſeines Gründers und Ehrenmitgliedes und rüſtete ſich, ihn feierlich zur Ruhe zu beſtatten; es ſchloß ſich vollzählig der zweiten Kompagnie an, der dieſer letzte Liebesdienſt zukam. Auch die einheimiſche Bevölkerung blieb nicht zurück bei dieſer allgemeinen Trauer, und die Blätter ſchilderten in beredten, verſtändnisvollen Worten ſeine Verdienſte.

Die Zeitung „El Mercurio“ hob u. a. in ihrem Nachruf Folgendes hervor: „Mit Ried verſchied ein liebender Gatte und guter Familienvater, ein außerordentlich nützliches Mitglied unſerer Geſellſchaft, dem Valparaiso langjährige und wichtige Dienſte verdankt. — Sein Fleiß bei der Arbeit hinderte ihn nicht der Literatur und Muſik einige Muße-Stunden zu widmen. — Er war ſehr mildtätig gegen die Armen und ſehr zuvorkommend in ſeinem Umgange. Wer hätte ihn nicht gekannt? Wer hätte nicht irgend eine Wohltat, ſei es unmittelbar oder mittelbar, von ihm in ſeiner Eigenſchaft als Freund, Arzt, Feuerwehrmann oder Menſchenfreund empfangen? Aus dieſem Grunde iſt die Trauer um den Dahingeſchiedenen eine ganz allgemeine, aufrichtige, tief empfundene“.

An ſeinem Grabe hielten ihm wehmütige Nachrufe ſein Berufs- und Sinnes-Genoſſe Dr. Hermann Schneider, M. Rapp, das hervorragendſte Mitglied der engliſchen Kolonie, und Herr Hermann Fiſcher als Vertreter der deutſchen Spritzen-Kompagnie. Deutſche Sänger, die er ſo oft bei der Ausübung ihrer Kunſt geleitet hatte, gaben ihm ihren Abſchiedsgruß durch einen Chorgeſang.

So lebte und wirkte Aquinas Ried, ein wahrer Held des Geiſtes. Er war ein Mann von ſeltenen Geiſtesgaben, die er in

durchaus idealer Weise zu verwerten bestrebt war. Bedenkt man die fast vollständige Vereinsamung, in der er sich befand, so daß er, an das fernste Gestade eines andern Weltmeeres verschlagen und gewissermaßen ganz allein auf dem äußersten Vorposten stehend, fast jeder Anregung und Unterstützung entbehrte und nur auf sich selbst angewiesen war, so müssen seine Arbeiten und Bestrebungen zur Förderung des Deutschtums und der Wissenschaft uns mit gerechter Bewunderung erfüllen. Wir werden dieselben gleich noch näher betrachten.

Was sein Aeußeres betrifft, so war er ein Mann von hoher Gestalt und scharf gezeichneten Gesichtszügen. Seine umfassende Bildung, seine gediegenen Sprachkenntnisse und seine durch reiche Erfahrungen und Beobachtungen geläuterte Weltanschauung machten den Umgang mit ihm zu einem äußerst anziehenden, so daß er viele Freunde gewann, die noch jetzt nach Jahren sein Andenken in hohen Ehren halten.

Zweiter Abschnitt.

Seine Schriften.

I.

Allgemeines darüber.

Nachdem wir im Vorstehenden das Lebensbild unseres Helden auszumalen versucht haben, erübrigt uns noch, ihn von einer besonders beachtenswerten bisher nicht berücksichtigten Seite kennen zu lernen. Wir meinen seine Tätigkeit als S c h r i f t s t e l l e r.

Wir widmen ihr einen besonderen Abschnitt, um dieselbe im Zusammenhange als Ganzes vorzuführen. Es wird Jedermann in Erstaunen setzen, ihn als Schriftsteller bezeichnen zu hören, da er als solcher fast gar nicht bekannt ist; allein er war in der Tat literarisch, beinahe ebenso fruchtbar wie als Tondichter. Seine gediegenen, auf die Anschauung vieler Länder und Völker begründeten Kenntnisse der Welt und die in der Ferne ungeschwächt fortdauernde Liebe zum deutschen Vaterlande trieben ihn unablässig an, die sich ihm aufdrängenden Eindrücke und Gesichtspunkte zum Besten sowohl des letztern als auch der ihm teuer gewordenen neuen Heimat geltend zu machen. Er wurde also nicht müde zu schreiben, ohne Zweifel in der Hoffnung, seine Schriften einmal herauszugeben oder, wenn nicht, seinen nachkommenden Gesinnungsgenossen zu hinterlassen. Diesen wird es also zukommen, dieselben zu prüfen und zu verwerten.

Es liegen uns sieben von ihm verfaßte Schriften vor, von de-

nen nur eine kleinere allgemein bekannt ist, zwei andere allerdings veröffentlicht wurden, aber fast ganz unbekannt blieben; die übrigen finden sich als teils unvollendete, teils fertige Handschriften in seinem Nachlasse. Es trat also auch hier derselbe Fall ein wie bei seinen musikalischen Schöpfungen: seine Schriften blieben wie diese unbekannt, weil es ihm in seiner für den geistigen Verkehr so ungünstigen Lage nicht gelang, sie zu veröffentlichen.

Sei es uns demnach gestattet, hier einen Bericht über den größten Teil seiner Schriften zu geben und, wo es passend erscheint, einige Blüten derselben als Muster seiner Sprache und Denkungsart einzustreuen.

II.

«Streiflichter auf die Verbrecherwelt».

Als berufener Forscher versäumte Ried keine Gelegenheit Beobachtungen anzustellen und schriftlich niederzulegen. — Er begann damit bereits auf der Norfolk-Insel, welche so manches Neue und Ungewöhnliche bot. Da er während seines langen Aufenthaltes als Arzt in beständigem Verkehr mit einer größeren Zahl schwerer Verbrecher stand, so sammelte er Beobachtungen über das psychologische Verhalten derselben und verfaßte darüber seine erste Schrift, betitelt „Streiflichter auf die Verbrecherwelt". Diese Handschrift von mäßigem Umfange befindet sich im Besitze seiner Witwe. Da wir uns bei Abfassung unserer Abhandlung gewisse Grenzen stecken mußten, haben wir diese Schrift nicht in den Kreis unserer Untersuchung gezogen, sondern sie unberücksichtigt gelassen, so sehr auch ihr wichtiger und anziehender Stoff dazu aufforderte. Da auf denselben bezügliche Forschungen der Neuzeit an der Tagesordnung sind, ist zu wünschen, daß ein Irren- oder Gerichts-Arzt von Fach die „Streiflichter" auf dieses dunkle Gebiet einsehen und an geeigneter Stelle besprechen möge.

III.

«The Demon of the Deep.»

Ried hatte, wie wir sahen, seine akademische Bildung auf einer englischen Hochschule erhalten und eine Reihe von Jahren in englischen Diensten gestanden. Hierdurch erwarb er sich eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache, die er so vollkommen beherrschte, daß er nach dem Urteile eines sachverständigen Engländers derjenige war, der seiner Zeit das beste Englisch in Valparaiso sprach. Seine Reisen zur See und sein Aufenthalt auf der Norfolk-Insel hatten ihn vielfach mit der englischen Kriegs-Marine in Berührung ge-

bracht. Er kannte daher das Leben zur See, ſowohl der Offiziere wie der Mannſchaften. Was die letztern betrifft, ſo kannte er vollauf aus der Geſchichte und vielleicht auch aus eigener Anſchauung die rohe Behandlung, die ſie zu leiden hatten, das ſogenannte „Preſſen“ beim Anwerben, die barbariſchen Züchtigungen durch „die Katze“ bei Vergehen und endlich die häufigen und gefährlichen Meutereien, welche dieſes unmenſchliche Syſtem zur Folge hatten. Durchdrungen von dieſen Ideen trieb ihn ſeine Muſe, auch ein engliſches Trauerſpiel von echt nationalem Gepräge zu verfaſſen. Dasſelbe liegt vor uns, leider unvollendet!

Wir geben, da dieſes Werk, welches den Titel führt „The Demon of the Deep“, uns immerhin beachtenswert erſcheint, einen kurzen Auszug über ſeinen Inhalt:

Sir Alexander, der Käpitan eines Kriegsſchiffes, ein Mann von vornehmer Familie, und ſein Sekretär Walter, ein Findling, haben einen Plan entworfen, durch milde Behandlung der Matroſen die Meutereien an Bord zu verhüten; ſie haben ſich zu dem Ende an die Admiralität gewendet, welche denſelben beifällig aufgenommen hat und ihnen ankündigt, daß der Kapitän einen Verſuch damit machen ſoll. Der letztere drückt Walter ſeine lebhafte Anerkennung aus für ſeine Mitwirkung zu dieſem Erfolge. Der Admiral Sir Hercules, Vorgeſetzter des Kapitäns, widerſetzt ſich zwar nicht der Ausführung des Verſuchs, ſchüttelt aber den Kopf darüber und glaubt, daß das neue Syſtem gerade zur Meuterei führen werde. Walter, ermutigt durch den ihm ausgeſprochenen Dank, geſteht dem Kapitän, daß er ſeine Tochter Selina liebt und hält um ihre Hand an. Der Kapitän nimmt dieſen Antrag mit der höchſten Entrüſtung auf, weiſt ihn zurück und verabſchiedet ihn. Die Tochter entſagt auf Andringen ihrer Eltern ihrer Liebe. Walter, verſtoßen und geächtet, läßt ſich als gemeiner Matroſe anwerben und wird dem Schiffe zugewieſen, auf welchem der Kapitän, den ſeine Frau und Tochter begleiten werden, das neue Syſtem durchführen ſoll. Während er am Lande iſt, hört er, daß einer ſeiner Offiziere ſchlecht von ſeiner früheren Braut ſpricht, weil ſie allein mit dem Sekretär ihres Vaters geſehen worden ſei; er ſpringt daher vor und ſchilt ihn einen Lügner. Daraus entſteht ein großer Auflauf, einige Matroſen nehmen für ihren Kameraden Partei und die Meuterei iſt in vollem Gange.

Hier am Ende des zweiten Aktes bricht die Handlung des unvollendeten Dramas ab. Wir müſſen es bedauern, dieſe ſo wohl geſchürzte dramatiſche Verwicklung nicht bis zu Ende durchgeführt zu ſehen, und glauben, daß auch dieſes Bruchſtück das Talent unſeres Autors bekundet. Ried läßt ſowohl in dieſem Stücke wie auch in anderen Schriften eine entſchieden demokratiſche Geiſtes-Richtung durchblicken.

IV.

«Wüsten und Oasen.»

Während das eben besprochene Werk nur vom allgemeinen literarischen Standpunkte aus unsere Beachtung verdient, ist das an dritter Stelle von uns zu prüfende, ebenfalls handschriftliche, von um so größerer Bedeutung, besonders für die deutsche Kolonie Valparaisos. Es führt den Titel „Wüsten und Oasen in Chile und Bolivien, von Viator, Leipzig“ und das Motto: „Ver y creer“, d. h. „Wer es nicht glaubt, mag selbst zusehen“. Es umfaßt etwa sechsundsechzig Folioseiten und enthält dreiundzwanzig Photographien und mehr als ein Dutzend kleinere Handzeichnungen, welche in den Text eingefügt sind. Es ist leider nicht vollständig: die Handschrift bricht mitten im Satze ab, und in der Mitte fehlt ein besonders wichtiger Bogen mit der Aufschrift des zweiten Abschnittes. Wir wissen nicht, ob hier eine Verstümmelung vorliegt, oder ob das Werk überhaupt nicht weiter geführt wurde. Es wurde, wie es scheint, nicht vollendet, da es nach der ursprünglichen Anlage einen bedeutenden Umfang haben müßte.

Da der Titel zwar einen Druckort anführt, zu welchem es jedoch nicht hin gelangte, dagegen keine Jahreszahl gibt, ist nicht ohne weiteres zu ersehen, um welche Zeit diese Schrift verfaßt wurde. Es ist in derselben die Handelsstatistik des Jahres 1861 aufgeführt; außerdem ergibt sich, daß zur Zeit, wo Ried schrieb, der letzte birlocho (zweiräderige Kutsche, eine Art Chaise), das althergebrachte Fuhrwerk, Valparaiso für immer verließ und dagegen die ersten Wagen der Pferdebahn ihren Einzug hielten; es würde daher nicht schwer sein diesen Zeitpunkt festzustellen, doch dürfte für unsern Zweck die annähernde Bestimmung genügen, daß sie zu Anfang der siebziger Jahre verfaßt wurde.

Das Buch ist in drei Abschnitte geteilt: I. Auf der Wanderung, II. die von ihm gegebene Ueberschrift fehlt wie gesagt; man könnte als solche hinstellen: Typen der Bevölkerung von Valparaiso, III. das industrielle Valparaiso. Es lag in Ried's Absicht „in dem eigentlichen Chile sein Hauptquartier aufzuschlagen und von da aus seine Streifzüge in die Nachbarschaft je nach Laune und Gelegenheit zu unternehmen“. Leider erstreckt sich seine Wanderung nur auf einen Streifzug, nämlich die in seinem Lebenslaufe geschilderte Reise nach Valdivia, um die ersten Anfänge der deutschen Kolonie kennen zu lernen. „Im Jahre 1846 häuften sich die Anfragen nach dieser Kolonie der Art, daß nichts anderes übrig blieb, als den Freunden die Antwort schuldig zu bleiben oder sich dieselbe im Sattel selbst zu holen“. Indessen schildert er uns diese Reise nicht näher; auch fehlt gerade zu

ihr das verloren gegangene Blatt. Dagegen berührt er Bolivien fast gar nicht, sondern bewegt sich ausschließlich im Weichbilde der Stadt Valparaiso, als der einzigen „Oase“. Wahrscheinlich sollten die Mitteilungen über Bolivien d. h. die eigentlichen „Wüsten“ noch folgen, denn so wie die Schrift vor uns liegt, entspricht sie nicht ihrem Titel. Dies wäre der einzige daran auszusetzende Fehler, der eben in Ried's Verhältnissen durchaus zu entschuldigen ist.

Im Uebrigen haben wir ein sehr unterhaltendes, Geist und Witzsprühendes Buch vor uns, dessen Wert noch durch die wirklich hübschen und zahlreichen Abbildungen, meist vortrefflich ausgewählte Volkstypen darstellend, erhöht wird. Es ist ein klassischer Führer durch Valparaiso, wie es vor dreißig Jahren war, ein höchst lesenswertes Zeitgemälde. Dasselbe ist besonders dadurch wertvoll, daß es den Zeitraum des Uebergangs der alters zur neuern Zeit schildert. Neben den letzten Anklängen der alten Zeit finden wir hier zugleich die ersten Anfänge der neuen. Ried beschenkt uns ferner mit einer größeren Zahl „geflügelter Worte“, von denen wir hier nur einige wenige wiedergeben. Er übt mit Vorliebe eine scharfe Kritik: der berühmte spanische Dichter Ercilla und der französische Naturforscher Claude Gay werden von ihm ungünstig beurteilt; selbst Poeppig und Darwin hält er nicht für bedeutsam für Chile. Wir glauben, daß er hierin Unrecht tut. Ueberhaupt liebte er sehr das Scherzhafte und Satyrische.

Mit dem Wahrspruche „die Heroen der Menschheit sind vorzugsweise mit der deutschen Auswanderung nach Chile. „Die Teutonen sind von jeher Zugvögel gewesen. In unserm Jahrhundert aber zieht der blauäugige Barbar nicht mehr mit Feuer und Schwert in das Land — seine Siege erkämpft er sich jetzt mit Axt und Pflug, und Fibel, und durch gewissenhafte Beobachtung des biblischen Gebotes „seid fruchtbar und mehret euch“. — „Was für die alten Teutonen, oder Titanen, ihre Züge in das westliche Asien, in das nördliche Europa und das römische Reich waren, was später die Kreuzzüge und in neuern Zeiten die Religions- und Revolutions-Kriege wurden, ist in neuern Zeit die Auswanderung.“ — „Kolonien gedeihen, wie uns die Geschichte beweist, nur durch den eisernen Fleiß eiserner Fäuste“. —

Aus den beiden andern Abschnitten heben wir nur zwei Stellen hervor, die uns von besonderer Wichtigkeit zu sein scheinen.

V.

Die Akklimatisation der Deutschen.

Schreiber dieser Zeilen hat in einem im Jahre 1886 veröffentlichten Aufsatze*) die Ansicht zu begründen versucht, daß die Akkli-

*) Deutsche Kolonialzeitung, 1886, Spezialheft für medizinische Geographie, Klimatologie usw. S. 656, *Die Akklimatisation der Deutschen in Chile.*

matisation der deutschen Jugend in einem subtropischen Lande wie Chile in der Tat mit mehr oder weniger deutlichen Störungen zu kämpfen hat. Dieselbe gipfelt im Allgemeinen dahin, daß die Jugend der akklimatisierten einheimischen Bevölkerung bedeutend schneller heranwächst und bedeutend früher zu wachsen aufhört wie die der europäischen Nationen; daß die hier von fremden Eltern geborene Jugend ebenfalls schneller wächst wie daheim, und daß dieses der nicht akklimatisierten, ursprünglich langsamer wachsenden Rasse aufgedrungene schnelle Wachstum Ernährungs-Störungen hervorruft, die sich besonders im Bereiche des Nervensystems zu erkennen geben. Der Grund dieser Erscheinung ist wohl die gleichmässige und erheblich erhöhte Wärme des Klimas, welche ihre erschlaffende Wirkung auf den Körper ausübt. Außerdem sind wir geneigt, eine auf derselben Ursache beruhende, gesteigerte Virulenz der Bakterien, welche unmittelbar die Gesundheit bedroht, anzunehmen. Diese Ansicht ist wenig beachtet und sogar bei dem blühenden Aussehen der hiesigen deutschen Jugend für irrig gehalten worden.

Ich war daher, als ich vor einigen Monaten diese Handschrift Ried's zugestellt erhielt, in hohem Grade überrascht, zu ersehen, daß dieser Autor bereits mehr als zwanzig Jahre früher dieselbe Beobachtung gemacht hatte. Er sagt darüber folgendes: „Frühreife ist eine Eigentümlichkeit alles aus der in die neue Welt Verpflanzten. Während im kalten Norden Europas der menschliche Körper sich langsam nach allen Richtungen ausbildet, schießt er in ganz Amerika rasch in die Höhe, ohne sich verhältnismäßig in die Breite auszudehnen. Die geistige Entwicklung geht in ähnlichem Verhältnisse vor sich und die südamerikanische Jugend liefert praktische Beweise ihrer Reife in einem Alter, in welchem die europäische noch Kinderschuhe trägt. Aber eben dieses dient ihr zum Nachteil. In dem Gefühle alles erreicht zu haben, bleibt sie stehen, wo sie weiter streben sollte".

Es gereicht uns zu nicht geringer Genugtuung, hier in kurzer, treffender Fassung dieselbe Beobachtung wieder zu finden, die uns vorschwebte und die wir noch etwas näher und medizinisch zu erklären gesucht haben. Wir glauben daher, daß, nachdem diese Tatsache auch von anderer und so kompetenter Seite und zwar unabhängig von einander festgestellt worden ist, man nicht mehr daran zweifeln darf, und es geboten erscheint dieselbe genauer zu prüfen.

Betrachten wir diese Schwierigkeiten der Akklimatisation als erwiesen, so drängt sich aus gebieterisch die Frage auf, wie der Deutsche und sein Nachwuchs sich in subtropischen Gegenden zu verhalten haben, um diese Störungen zu verhüten und ihre Gesundheit zu bewahren. Wir können hier nur ganz im Vorübergehen darauf hin-

weisen, daß die dazu erforderlichen Bedingungen beinahe ausschließlich auf den allgemeinen Grundsätzen der Sittlichkeit, Bildung und Hygiene beruhen. Eine verständnisvoll nach diesen Prinzipien geregelte Lebensweise ist hierzu unbedingt erforderlich. Das Uebermaß des Vergnügens und der Mißbrauch des Tabaks und der übrigen Genußmittel sind strengstens zu vermeiden, denn diese Schädlichkeiten beschleunigen die Frühreife und den späteren Stillstand. Auch Ried ist ein entschiedener Gegner des Rauchens. Abhärtung des Körpers durch kühle Bäder ist jedenfalls sehr empfehlenswert. Nach Umständen können auch stärkende Mittel, wie Lebertran, Chinin und Eisen von Nutzen sein.

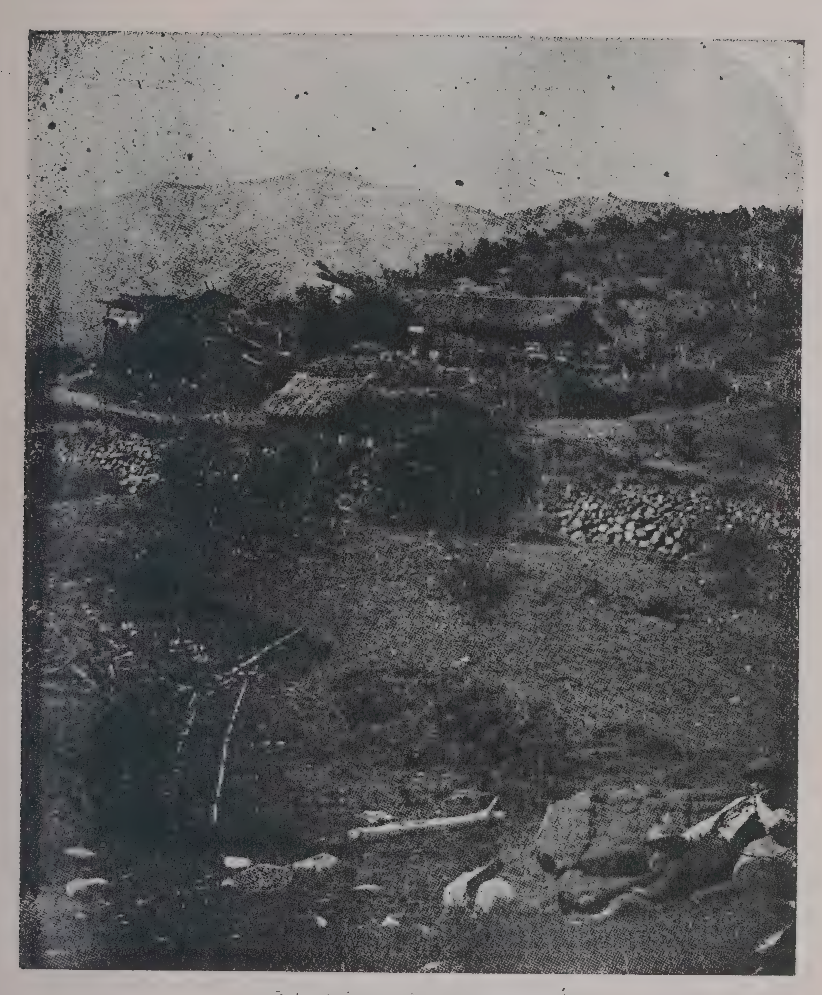
Das beste Schutzmittel ist ohne Zweifel ein Klimawechsel durch Uebertragung der Jugend nach Deutschland für Jahre, in welchen ihre Entwicklung am schnellsten vor sich geht. Es sind dies dieselben, in denen sie auch ihre sittliche und geistige Ausbildung empfängt. Diese ist zugleich in dem auf der Höhe der Wissenschaft stehenden alten Vaterlande eine ungleich vollkommere, als die hier zugängliche. Die großen Vorteile, welche dieser Wechsel bietet, werden jedoch mehr oder weniger aufgewogen durch die längere Entfremdung von ihrer Familie und ihrem Geburtslande, sowie durch die großen, für die Mehrzahl unerschwinglichen Kosten. Ein Aufenthalt im Süden (Valdivia, Puerto Montt) pflegt ebenfalls von überraschend günstiger Wirkung auf die Gesundheit zu sein.

Bemerken wir noch zum Schluß dieser Betrachtung über die Akklimatisation, daß das von Ried als allgemein aufgestellte Gesetz über das schnelle Wachstum alles aus der alten nach der neuen Welt Herübergepflanzten, nicht bloß auf den Menschen (bei dem wir seine Wirkung zu erforschen gesucht haben), sondern in der Tat ganz allgemein auf das gesamte Tier- und Pflanzen-Reich seine Anwendung findet. Die im Bereiche derselben hervorgerufenen Erscheinungen sind höchst mannigfaltige, bald günstige, bald ungünstige, immer aber unverkennbare. Es genüge hier, diese merkwürdige Tatsache hervorzuheben.

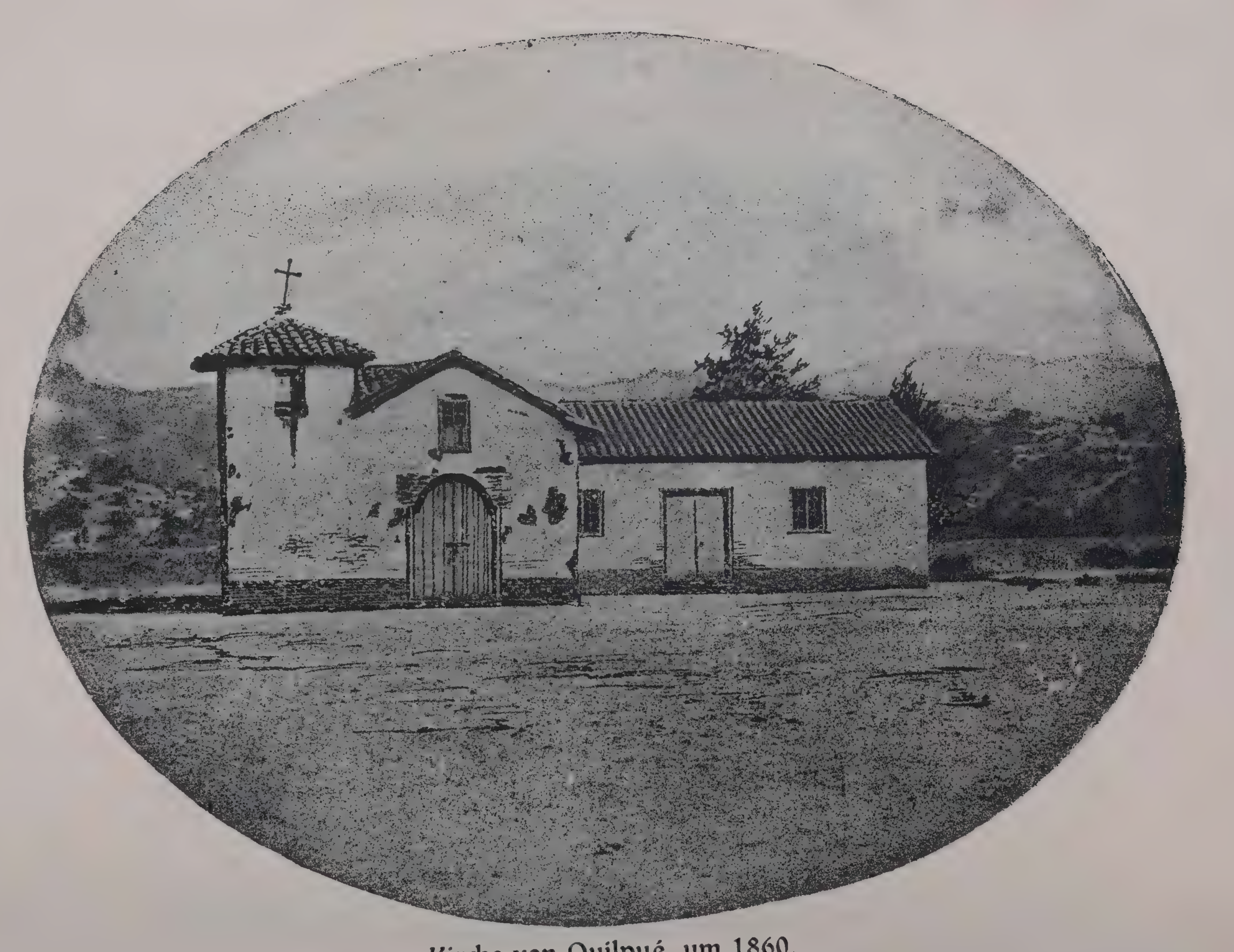
VI.

Eine politische Frage.

Eine andere wichtige Frage, die Ried an dieser Stelle berührt, bezieht sich auf das politische Gebiet und steht augenblicklich in Chile in erster Linie auf der Tagesordnung. Als weitgehender und eifriger Verehrer des Fortschritts beschäftigt er sich auch damit, Mittel und Wege zu ersinnen, um eine Besserung der großen Mißstände in der Verwaltung anzubahnen. Bei Besprechung der Uebelstände, welche das Eingreifen einer von der Zentralregierung abhängigen Polizei in das Leben der Bürger mit sich bringt, hebt er hervor, daß dasselbe „gera-



Inquilinohütten bei Olmué.



Kirche von Quilpué, um 1860.

dezu der Idee der Selbſtregierung, welche doch wohl die Grundlage des Republikanismus bildet, widerſpricht". An einer anderen Stelle ſagt er: „Der Hemmſchuh aller örtlichen Verbeſſerungen, nicht nur in Valparaiso ſondern in allen ſpaniſch-amerikaniſchen Staaten iſt die Beſchränktheit der ſtädtiſchen Verfaſſung". Verdient es nicht unſere Bewunderung, daß Ried bereits vor 30 Jahren die ſich ſelbſtregierende Gemeinde, die „comuna autónoma", welche kürzlich in Chile eingeführt worden iſt und nun ihre Prüfung beſtehen ſoll, als die wichtigſte Anforderun für eine gedeihliche politiſche Entfaltung erkannt hatte? Nach ſeiner Meinung hätten wir alſo von dieſer tief einſchneidenden Neuerung das Beſte zu erwarten. Er fügt übrigens hinzu, „Selbſtregierung ſetzt überhaupt eine Bildungsſtufe voraus, worauf noch wenige Völker ſtehen." Da es zweifelhaft bleibt, ob Chile ſich bereits auf dieſe Stufe emporgeſchwungen hat, iſt die endgültige Löſung dieſes Problems immerhin noch nicht geſichert.

Vorſtehendes möge genügen, um ſich einen Begriff von dieſer anziehenden Schrift Ried's zu machen und den Wunſch, ſie demnächſt veröffentlicht zu ſehen, zu begründen.

VII.

Bernhard E. Philippi.

Die jetzt folgenden Schriften Ried's verdienen in noch höherem Grade wie die bisher beſprochenen unſere Beachtung, indem ſie ſich teils auf die deutſche Auswanderung nach Chile, teils auf die deutſchen Einheitsbeſtrebungen beziehen.

Wir werfen zum Verſtändnis der erſteren einen kurzen Rückblick auf den Urſprung und Beginn der deutſchen Koloniſation.

Bernhard Philippi, der titaniſche Heros des Südens, hatte als Naturforſcher, von dem nimmer ruhenden Verlangen getrieben, neue Länder und Meere zu ſehen, in den vierziger Jahren das ſüdliche Chile bis zur Magallanſtraße hin wiederholt durchforſcht. Er beſuchte dreimal den nur ſagenhaft bekannten See Llanquihue und betrat unter unſäglichen Beſchwerden zum erſten Male wieder den ſeit der Zeit des Dichters Ercilla abhanden gekommenen Weg, der von Chiloé und Calbuco dieſen See entlang ziehend nach Osorno führte.

Sei es erlaubt, bei dieſer Gelegenheit eine launige und doch auch wieder ernſte Anekdote einzuflechten. Als er auf einer dieſer Reiſen von dem letzteren Punkte nach Calbuco zu ſeinem Freunde, dem Gobernador Ramirez, zurückkehrte, brachte er dieſem einen Käſe zum Geſchenk mit. Erſcheint dies geringfügig, ſo war es dies in Wirklichkeit keineswegs. Es war nämlich kein kleines

Opfer, den Käſeleib ſo viele Meilen weit durch den undurchdringlichen, ganz menſchenleeren Urwald zu tragen und ſich deſſen Genuß bei der Knappheit der mitgeführten Lebensmittel vom Munde abzuſparen. Aber es galt, dem Gobernador ein untrügliches Wahrzeichen des glücklich erreichten Zieles zu überbringen, und dieſen Zweck erfüllte der Käſe vollkommen in einer der Landesart entſprechenden Weiſe. Denn da es in Chiloé ſehr wenig Rindvieh gibt, und kein Käſe gemacht wird, während in Osorno Ueberfluß daran iſt, war hiermit der Beweis des zurückgelegten neuen Weges erbracht.

Philippi ſammelte auf dieſen Reiſen die Notizen zu ſeiner berühmten, 1846 erſchienenen Karte des ſüdlichen Chiles, deren Inhalt, wenn wir von der 1844 veröffentlichten, ganz ausgezeichneten Flußkarte von Wilhelm Frick abſehen, ganz neu war und uns mit einem Schlage die geographiſche Kenntnis dieſer Provinzen eröffnete.

Außerdem drängte ſich ihm die zündende Idee auf, daß dieſes weite, herrliche und ſo ſchwach bevölkerte Gebiet wie geſchaffen zur Anlage einer großartigen deutſchen Kolonie ſei. Er zögerte keinen Augenblick, dieſelbe zu ſeiner Lebensaufgabe zu machen und war von da an raſtlos tätig, um ſeinen Plan zur Ausführung zu bringen. Er veranlaßte zunächſt die Gebrüder Wilhelm und Ernſt Frick und F. W. Döll ſich in Valdivia niederzulaſſen. Auch wußte er durch ſeine beredten Berichte mehrere Freunde in Valparaiso für die Sache der deutſchen Beſiedelung zu begeiſtern, namentlich Flindt, Kindermann, Ried und Maaß, deren Teilnahme an dieſen Arbeiten wir bereits oben berührt haben. Vor allem aber war es wichtig, daß es ihm gelang, die chileniſche Regierung für dieſelbe zu gewinnen. Er ging im Auftrage derſelben nach Deutſchland, um die deutſche Auswanderung nach dieſen Provinzen zu leiten. Schon damals faßte er eine Niederlaſſung am See Llanquihue ins Auge.

Im Frühjahr 1849 ging auch Kindermann nach Deutſchland, der ſeinerſeits das Ziel verfolgte, Anſiedler für Valdivia und ſeinen ausgedehnten Grundbeſitz am Rio Bueno zu gewinnen. Ein Teil desſelben gab die Grundlage ab zur Bildung des Stuttgarter Auswanderungsvereins. Leider wurde bei der Ankunft der erſten Koloniſten die Gültigkeit der Beſitztitel dieſer Ländereien von dem chileniſchen Fiskus in Frage geſtellt. Dies unberechtigte Verfahren hatte zur Folge, daß dieſe Geſellſchaft in ihrer Unternehmung ſcheiterte und ihr Kapital verloren ging. Die Titel wurden ſchließlich doch als gültig anerkannt, aber es war zu ſpät.

Philippi ſuchte auch durch Veröffentlichungen in Deutſchland für die Auswanderung nach Chile zu wirken. Er ſandte einige Berichte an die Geſellſchaft für Erdkunde in Berlin und im Jahre 1845 an Profeſſor J. E. Wappaeus in Göttingen

ſeinen epochemachenden Aufſatz „Ueber die Vorteile, welche das ſüdliche Chile für deutſche Auswanderer darbietet“.*)

Später, während ſeines Aufenthaltes in Deutſchland, gab er die oben angeführten „Nachrichten über die Provinz Valdivia“ in drei Heften heraus.

Es ſind uns keine zuverläſſigen Nachrichten über ſeine weiteren Erlebniſſe und ſein Lebensende bekannt. Somit geben wir, um ſein in flüchtigem Umriß hingeworfenes Lebensbild nicht unvollſtändig zu laſſen, die wenigen und ungenauen Einzelheiten darüber, welche uns in der Erinnerung geblieben ſind.

Es war von der chileniſchen Regierung ausgemacht worden, daß Philippi die neugegründete Kolonie für die erſte Zeit leiten ſolle. Da aber die von ihm aus Deutſchland geſchickten und mittlerweile angekommenen Auswanderer untergebracht werden mußten, ſo ernannte die Regierung den Don Vicente Pérez Rosales zum Kolonial-Agenten, welcher ſein Amt mit ebenſo viel Liebe als Sachkenntnis verwaltete. Als nun Philippi zu Anfang des Jahres 1852 nach Chile zurückkehrte, war dieſe Stelle beſetzt. Die Regierung beſtimmte ihn daher zum Gouverneur der Magellanſtraße. Die kleine Niederlaſſung in derſelben war kurz vorher durch den blutigen Militär-Aufſtand des Cambiazo, dem der hochverdiente Forſcher Benjamin Muñoz Gamero zum Opfer fiel, verwüſtet worden. Philippi eignete ſich zu dieſer Stellung, da er vor Jahren an der erſten Gründung derſelben teilgenommen hatte,**) alſo mit deren Verhältniſſen wohl vertraut war.

Er reiſte alſo in Begleitung des Malers Alexander Simon dorthin. Bald nach ſeiner Ankunft machte er, begleitet von dieſem und einem jungen Indier, einen Ausflug in die Pampa und wurde auf demſelben von Patagoniern überfallen und getötet. Der Indier entkam. Man glaubt, daß der Grund dieſer Mordtat Blutrache geweſen iſt, zur Vergeltung für die Ermordung einiger Indier durch Cambiazo. Vor kurzem lebte noch, ganz unbehelligt, einer ſeiner Mörder, der in ſeiner Horde das Amt eines Zauber-Arztes ausübt. Von Simon ging ſpäter durch einige Jahre die Sage, daß er mit den nomadiſchen Patagoniern umherziehe und Bilder male. Doch hat man nichts ſicheres darüber in Erfahrung gebracht.

So fanden die beiden hervorragendſten Gründer des Deutſchtums in Chile ihren Tod. Kein Denkmal bezeichnet die Stätte, wo

*) Er erſchien, ohne Nennung des Verfaſſers, in der ſeiner Zeit wichtigen Schrift von Wappaeus: *Deutsche Auswanderung und Kolonisation.* Leipzig. J. C. Hinrichs, 1846. S. 118.

**) Bei dieſer erſten Reiſe hinterlegte er in einem Hafen des Smith's-Canals als Andenken einen Bericht über dieſelbe, der nach vielen Jahren von einem engliſchen Kriegsſchiffe aufgefunden wurde.

ihre irdiſchen Reſte ruhen, denn Niemand nennt ſie uns. Doch ihr Andenken wird fortleben in der dankbaren Erinnerung der Deutſchen des Südens.*)

VIII.

«Deutsche Auswanderung nach Chile».

Es ſcheint, daß es auch Philippi war, der unſern Ried veranlaßte, eine kleine Schrift über dieſen Gegenſtand zu verfaſſen. Wahrſcheinlich ſchrieb der letztere dieſelbe unter dem Eindruck ſeiner kurz vorher gemachten Reiſe nach dem Süden. Sie führt den Titel: „Deutſche Auswanderung nach Chile. Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt. A. Ried, M. D. Valparaiso July 1747, ohne Angabe des Druckorts. Dieſelbe kam nicht in den Buchhandel, wurde aber durch Philippi vielfach verbreitet**). Er gab ſie wahrſcheinlich zur Belehrung aus, ſo lange ſeine eigenen ausführlichen „Nachrichten“ noch nicht veröffentlicht waren. Vielleicht war es auch Philippi, der dieſe Schrift Ried's in Deutſchland zum Druck brachte und ſie durch hinzugefügte Briefe ergänzte. Wir beſitzen zwei Exemplare dieſer ſehr ſeltenen Schrift, von denen wir eins zugleich mit einem Briefe von Philippi antiquariſch erwarben, was alſo mit dem erwähnten Sachverhalt ſtimmt. Merkwürdiger Weiſe ſind die beiden Copien nicht gleich, indem die eine nur 17 Seiten und einen Nachtrag von 4 Seiten, die andere 24 Seiten enthält. Während der vorhin erwähnte Aufſatz von Philippi neben einer gediegenen Beſchreibung Chiles noch in mehr unbeſtimmter Weiſe auf die Beſiedlung des Südens hinweiſt, iſt dieſe Schrift Ried's die erſte, welche ſich die Beförderung derſelben zur alleinigen Aufgabe ſtellt. Somit iſt ſie trotz ihres beſcheidenen Umfangs recht wertvoll.

Schon von vornherein fordert der vorangeſchickte Wahrſpruch, „Die, welche übers Meer ziehen, wechſeln zwar den Himmelsſtrich, aber nicht ihren Sinn,“ uns zum Nachdenken auf.

Ried iſt wohl der erſte, der dieſen bedeutungsvollen Horaziſchen Vers*) auf die Auswanderer der Neuzeit anwendet und zwar in vollkommen zutreffender Weiſe.

Er beſpricht zunächſt im Allgemeinen die Urſachen der Auswanderung, welche er mit einer Krankheit vergleicht, und geht dann

*) Die Familie Ried bewahrt drei Gedichte von Bernhard Philippi. Sie ſchildern ihn ſelbſt in wehmütiger Weiſe als einen lebensmüden Wanderer, der keine Hoffnung hat, je auszuruhen, da ihm die Liebe verſagt wurde.

**) B. Philippi a. a. O. S. 33.

*) Herr Rektor Carl Rudolph hatte die Güte, die unſerem Gedächtniſſe entfallene Herkunft dieſes Verſes wieder aufzufriſchen.

auf die Vorteile über, welche das südliche Chile derselben bietet. Dann gibt er eine kurze, übersichtliche Beschreibung des Landes und seiner Erzeugnisse, welche ganz der Wirklichkeit entspricht; er verweilt etwas ausführlicher bei dem Gebiete des Rio Bueno. Unter den einzuführenden Gewerben empfiehlt er folgende; Flachs-, Oel- und Säge- Mühlen, Porzellanfabriken, da gute Tonerden vorhanden seien, Seilereien, Ziegelbrennereien, Glasfabriken, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, Seifensiedereien, Lederfabriken, Loh- und Weiß-Gerbereien und hebt besonders die guten Aussichten der letztern hervor. Der spätere großartige Erfolg eben dieser Industriezweige hat bewiesen, daß seine Vorschläge der Zukunft vorgegriffen haben.

Zum Schluß empfiehlt er diese von der Natur so reich gesegneten Gegenden für die deutsche Auswanderung: „Hier könnten wir unsere Sprache unverfälscht, unsere Nationalität unvermischt, unsern deutschen Sinn vor allen auswärtigen Einflüssen heilig bewahren, was nicht ohne erfreuliche Rückwirkung auf das Mutterland bleiben könnte. Bis jetzt sind unserer nur wenige hier. Wir träumen uns aber die Einöde bevölkert mit Brüdern und Schwestern aus dem alten, stets teuren Vaterlande; wir hören den biedern germanischen Gruß, wir hören das herzliche Lied durch unsere Wälder hallen, und wir leben der frohen Hoffnung, den schönen Traum verwirklicht zu sehen."

Hier drängt sich uns naturgemäß die Frage auf: Hat der hohe herrliche Bau, der sich ahnungsvoll vor Ried's geistigem Auge emporwölbte, in unsern Tagen, nachdem beinahe ein halbes Jahrhundert verflossen ist, seinen Abschluß gefunden? Wir müssen gestehen, daß er nicht in dieser Vollkommenheit emporgewachsen ist, daß aber dennoch eine gute Grundlage gegeben ist, auf der unsere Kinder und Enkel weiter bauen können. Sie werden das hier vorgesteckte Ziel ohne Zweifel erreichen, wenn sie den Ueberlieferungen Ried's und der übrigen heldenmütigen Begründer des Deutschtums treu bleiben.

Als Anhang der Schrift folgen zwei bemerkenswerte Briefe des Schmiedes G. Aubel und des Schreiners Lorenz Hollstein, zwei der ältesten mit der „Catalina" gekommenen Einwanderer. Dieselben schildern uns in anschaulicher Weise jene ersten Vorgänge; B. Philippi bringt diese Briefe auch in seinen „Nachrichten." Ein dritter Brief aus Valdivia vom 5. Oktober 1848 ist von F. W. Döll an diesen letztern als seinen vertrauten Freund gerichtet; er ist geschichtlich wichtig und uns nur an dieser Stelle zugänglich. Wir ersehen aus diesem Briefe, daß Döll, über den wir früher in diesen Blättern berichtet haben, eifrig bestrebt war, für die Einwanderung mitzuwirken.

Als Vertrauensmänner, die bereit sind, Auskunft über das süd-

liche Chile zu geben, werden angeführt: Dr. Joseph Schuch in Regenburg und der uns so wohl bekannte Dr. R. A. Philippi. Der erstere wird sonst nicht in den Schriften über Auswanderung genannt; er war ein vertrauter Jugendfreund Ried's.

IX.

«La Conquista de Arauco».

Ried hatte sozusagen Gevatter gestanden bei der Einführung der deutschen Auswanderung in Chile und die Kolonien von Valdivia und Llanquihue gewissermaßen mit aus der Taufe gehoben. Seiner großen Tatkraft genügte jedoch diese Arbeit noch keineswegs. Kaum bot sich die Möglichkeit, ein anderes, gleichartiges, seit langem schwebendes Problem in Angriff zu nehmen, als er sofort in erster Reihe bei der Hand war, sich demselben zu widmen. Er eignete sich ganz besonders dazu, da er auch hier sowohl durch die bei den anderen Kolonien gewonnenen Erfahrungen als auch durch eigenen Augenschein belehrt, den Gegenstand vollkommen, unzweifelhaft mehr wie irgend ein anderer, beherrschte. Es war dies die Unterwerfung und Kolonisation von Arauco. Wir sahen oben, daß er dieses so wenig zugängliche Gebiet auf einer Reise nach dem Süden kennen gelernt hatte.

Es ist überflüssig, hier auf die ältere und sattsam bekannte Geschichte dieser Jahrhunderte lang schwebenden Frage einzugehen. Noch zu Ende der fünfziger Jahre waren die Araukaner in dem großen Landstriche zwischen den Flüssen Biobio im Norden und Cruces im Süden vollkommen unabhängig. Sie behaupteten die Ruinenstätten der um das Jahr 1600 zerstörten Plätze Imperial, Villarrica, Angol und Cañete und die fruchtbarsten Ländereien von ganz Chile. Letztere zu besetzen, lag damals noch nicht nahe, da es an Land nicht fehlte. Aber das Gebiet der Republik war auf dieser Stelle unterbrochen. Außerdem machte der durch sie veranlaßte gesetzlose Zustand der Grenze mit den gegenseitigen Plünderungen eine Aenderung im Sinne der Zivilisation dringend erforderlich.

Im Jahre 1859 besiegte der Präsident Manuel Montt die zweite Revolution, welche sich gegen ihn aufgelehnt hatte. Die dadurch dem Lande gegebene innere Ruhe und das Talent dieses großen Staatsmannes und seines Ministers Antonio Varas brachten Chile eine Epoche des Fortschritts und Wohlstandes, wie sie, unserer bescheidenen Ansicht nach, weder vorher noch nachher erreicht worden ist. Montt, der sehr für Kolonisation eingenommen war und schon früher die Kolonie Llanquihue gegründet hatte, beschäftigte sich seitdem eingehend mit der Frage der Eroberung von Arauco, die selbstverständlich mit dessen Kolonisation Hand in Hand gehen sollte. Er sandte eine Expedition unter dem Obersten Mauricio

Barbosa nach der Frontera Baja, welche allerdings keinen größeren Erfolg hatte, da die Hauptstärke der Indier auf der Frontera Alta im Innern des Landes, zwischen der Küsten-Cordillere und den Anden beruhte. Man hielt diese Unterwerfung, da sie durch Jahrhunderte vergeblich versucht worden, auch jetzt noch für sehr schwierig und hatte keine deutliche Vorstellung von den zu ihrer Ausführung erforderlichen Maßregeln; noch weniger hatte die Regierung einen bestimmten Plan für dieselbe gefasst.

Bei dieser Lage der Dinge trat Ried unerwartet mit einer in spanischer Sprache verfaßten, also an seine neuen Mitbürger gerichteten Schrift hervor, die diese Frage in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit rückte und sehr wesentlich dazu beitrug, sie ihrer Lösung entgegen zu führen.

Der damals dem ganzen Lande gegebene Aufschwung machte sich auch dadurch geltend, daß die Wissenschaften und Literatur allgemein gepflegt wurden und auch die sonst so materielle Handelsstadt Valparaiso dabei nicht zurück blieb. Es wurden in ihrem Bereiche zwei denselben gewidmete Zeitschriften (Revista del Pacífico und Revista de Sud-América) und die Gesellschaft „Sociedad de Amigos de la Ilustracion“ gegründet. Zu ihr gehörte außer Jacinto Chacon, Adolfo Ibañez, Juan Ramon Muñoz, Emilio Sotomayor, M. Guillermo Carmona u. a. auch unser Ried. So fand er Veranlassung und Gelegenheit zu seinen beiden Aufsätzen: „La Conquista de Aranco.“*)

Ried bespricht in diesem Aufsätzen, allerdings in aphoritischer Weise, fast das ganze Gebiet der Auswanderung und Kolonisation. Als Haupt-Grundsatz stellt er Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegen die Indier „als rechtmäßige Besitzer des Bodens, den die Vorsehung ihnen als ihre Heimat verliehen hat“, obenan. Dieselben müßten für das abgetretene Land entschädigt werden. Gewalt dürfe nie gebraucht werden, außer wo es gälte, ihren Angriff abzuwehren. Der Staat sei der alleinige Besitzer des Bodens; derselbe sollte jedes Gesuch um Land, sei es groß oder klein, berücksichtigen; alle Ankäufe von den Indern selbst seien zu untersagen.

Die bisher in Chile durchgeführte Kolonsierung hatte keinen größern Erfolg gehabt, weil man die Einwanderer angeworben hat, statt abzuwarten und Bedingungen zu schaffen, die es ihnen wünschenswert machen, aus eigenem Antriebe Chile als ihr Ziel zu wählen. Es sind besonders zwei Uebelstände, welche den Erfolg der Kolonisation beinträchtigten: das Fehlen der Wege und die Unsicher-

*) Siehe *Revista del Pacífico*, Valparaiso, Libreria del Mercurio: 1860, t II S. 5 und 25 d.

heit des Besitzes. Was die ersten betrifft, so kommt Ried wiederholt darauf zurück; er hebt tadelnd hervor, daß der Weg von Valdivia nach Osorno noch nicht gemacht war.*) Als Beispiel des zweiten Uebelstandes führt er den oben erwähnten Fall an, in welchem in Folge des ungerechter Weise bestrittenen Besitzes das Kinderman'sche Unternehmen und der Stuttgarter Auswanderungs-Verein zu Grunde gingen. Würden diese Haupt-Bedingungen erfüllt, so würde sich die Einwanderung von selbst hierher wenden und die Kolonisation einen ungleich größern Aufschwung nehmen.

Die militärische Besetzung des Landes wird sich ohne die geringsten Schwierigkeiten durchführen lassen. Die Unterwerfung des Indiers wird sich von selbst durch Vermittlung des Handels zu Wege bringen.

Zur Kolonisation des großen, der Zivilisation zu öffnenden Gebietes empfehlen sich naturgemäß die Deutschen. Er beschäftigt sich eingehend mit der Wiederlegung der Vorurteile gegen die germanische Rasse, welche in manchen Kreisen des Landes herrschen. Der durch sie eingeführte Protestantismus kann bei der Duldung, welche die Gleichheit vor dem Gesetze bedingt, keinerlei Störungen herbeiführen. Auch in politischer Hinsicht erweckt sie keinerlei Befürchtungen. Sie ist von ihrem Vaterlande her an Ruhe und Ordnung gewöhnt. In den Vereinigten Staaten, wo Millionen von Deutschen eine zweite Heimat gefunden haben, sind sie die nützlichsten und friedfertigsten Bürger.

Ried faßt dann die zu ergreifenden Maßregeln zusammen, welche alle den eben gegebenen Grundsätzen entsprechen. Auch hier hebt er die Anlage von Wegen und Brücken als die erste Bedingung für den günstigen Erfolg hervor. Er fügt hinzu, daß auf den von drei Seiten her vorgeschobenen Grenzlinien Forts angelegt werden müssen, deren Garnisonen das Gesetz aufrecht zu erhalten hätten.

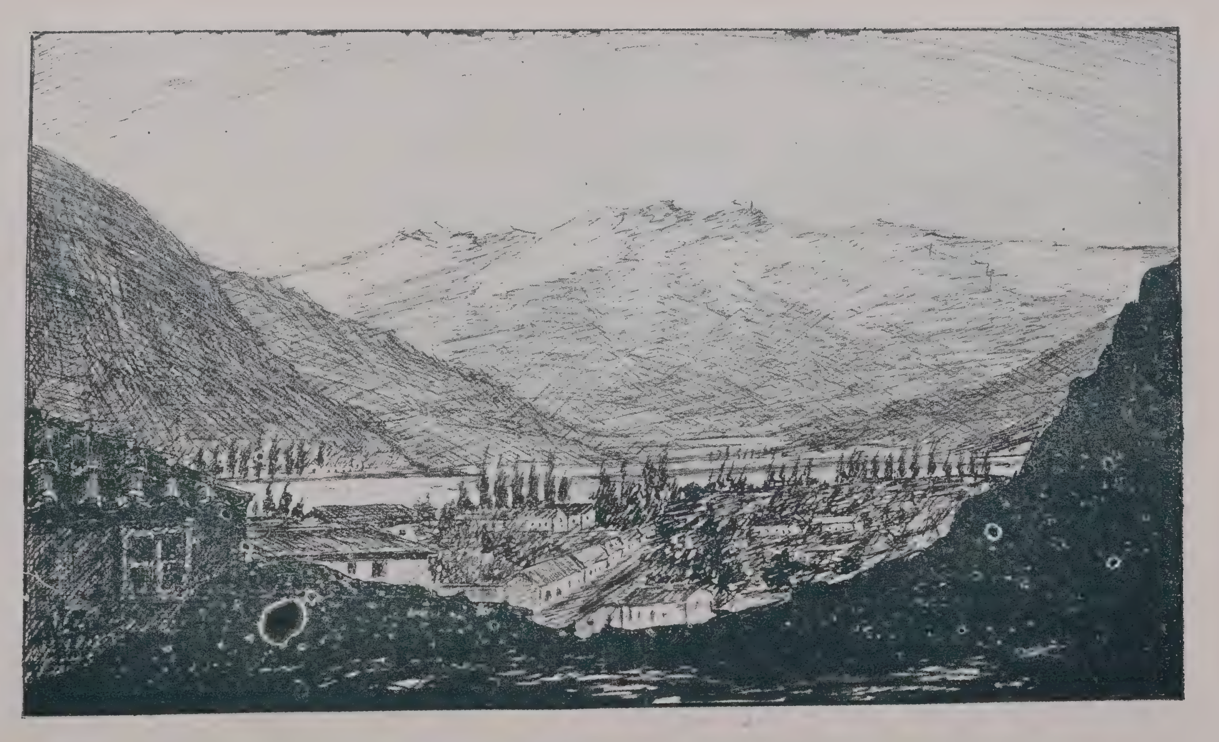
Als Ausgangspunkt für die Besitzergreifung empfiehlt er Nacimiento, eine Ortschaft an der Frontera Alta, am Zusammenflusse des Biobio und Vergara, welche hier ein strategisches Dreieck, die sogenannte Isla de Vergara, bilden. Von hier aus sollen die alten Ruinen-Städte Angol und die Linie des Flusses Malleco besetzt werden.

*) Derselbe wurde seiner Zeit von dem Präsidenten Montt begonnen, blieb aber infolge der Revolution liegen und ist bis heute noch nicht gemacht. Man baut jetzt mit schweren Opfern für den Staat Eisenbahnen im ganzen Lande und glaubt dadurch allein dem Bedürfnisse an Verkehrswegen zu genügen. Wir sind der Ansicht, daß dies ein Irrtum ist, und das die natürlichen Wasserstraßen und die neu gebauten Eisenbahnen erst dann dem Handel und der Industrie aufhelfen, wenn sie durch ein ausgedehntes Netz von Fahrwegen mit dem Innern des Landes in Verbindung gesetzt werden.



Ansicht von Santiago, um 1860

Nach einem Gemälde von Rugendas.



Anſicht von Santiago, um 1860

Nach einem Gemälde von Rugendas.

Um ſich gegen die Angriffe der Indier zu ſchützen, ſchlägt er vor, ſowohl die Häuſer der Anſiedler, als auch die Ortſchaften und Forts mit einer dichten, ſternförmigen Anpflanzung von Pappeln zu umgeben, welche leicht Wurzel ſchlagen und in kurzer Zeit eine feſte Mauer bilden. Die Lage dieſer Grenze iſt durch eine beigegebene Karte der Frontera Alta ſehr gut veranſchaulicht.

Ried weiß, daß er wie Johannes der Täufer in der Wüſte predigt. Dennoch unterläßt er nicht ſeine Pflicht zu tun und hofft, daß ſeine Worte nicht ganz ungehört verhallen und einzelne ſeiner Ideen auf fruchtbaren Boden fallen werden.

Der Eindruck, den dieſe Aufſätze Ried's hervorriefen, war ein gewaltiger. Sie wurden überall geleſen und beſprochen und wirkten bahnbrechend. In der Tat gab er die ſo lange vergeblich geſuchte Löſung des wichtigſten Problems, welches Chile je beſchäftigt hatte. Er wies nach, daß die Beſitzergreifung von Araukanien ohne Schwierigkeiten in Angriff genommen werden könne und gab den Weg an, auf welchem ſie auszuführen ſei.

Dieſelbe erfolgte denn auch ſtrategiſch genau ſo, wie Ried ſie vorgeſchrieben hatte. Im folgenden Jahre wurde an der Frontera Alta die Isla de Vergara beſetzt. Durch den Krieg mit Spanien wurde der Fortgang der Beſetzung fur einige Zeit gehemmt, dann aber mit um ſo größerm Eifer wieder aufgenommen. In den Jahren 1867 und 1868 beſetzte der Oberſt Cornelio Saavedra endgültig Angol und befeſtigte die Linie des Malleco durch mehrere Forts, womit der Widerſtand der Indier für immer gebrochen und die Eroberung faſt ohne Blutvergießen geſichert wurde. Es vergingen dann noch einige Jahre darüber, bis die chileniſchen Waffen an die fernſten Punkte des Gebietes, wie Villarica (1882), getragen wurden.

Somit konnte Ried ſtolz darauf ſein, die Beſetzung von Arauco in die richtige Bahn geleitet zu haben. Weniger befriedigt fühlte er ſich dagegen in Bezug auf die Koloniſation. Am 15. Juli 1865 ſchrieb er unter anderm an mich, bei Beſprechung der damals in der Kammer ſtattfindenden Beratung über Religionsfreiheit, daß in der Auswanderungs-Angelegenheit Alles im Argen liege, daß er alle Hoffnung aufgegeben habe, irgend etwas zu erzielen, und daß wir ſelbſt helfen müſſen.

Später, als man nach erfolgter Beſitznahme des Landes mit der Koloniſation begann, waren ſeine Vorſchläge bereits vergeſſen und er ſelbſt aus dem Leben geſchieden. Da der Staat in Valdivia und Lanquihue mit Erfolg koloniſiert hatte, lag es nahe, die dort gemachten Erfahrungen bei der Beſiedelung von Arauco zu benutzen. Vicente Pérez Rosales, der hochverdiente Gründer von

Puerto Montt, bot dem Präsidenten Domingo Santa Maria seine Ratschläge dazu an, aber dieser wies sie zurück, so daß unser Freund Pérez Rosales, dem wir diese Notiz verdanken, empfindlich dadurch gekränkt wurde.

Es wurde also dabei nach wechselnden Systemen verfahren, wie es eben das Bedürfnis des Augenblicks mit sich brachte. Bei der Auswahl der Kolonisten wurden nur wenige Deutsche zugelassen, dagegen vorzugsweise Basken, Schweizer, Franzosen und Engländer herangezogen, so daß man, da dazu noch die Chilenen und Indier kommen, hier ein wahrhaft babylonisches Völker- und Sprachgemisch zusammengebracht hat. Der Versuch, die ältesten und besten Ansiedler, die Deutschen, entbehrlich zu machen, hat diese seltsame Mutterkarte geschaffen. In neuester Zeit soll dieselbe noch durch Schweden, in Chiloé, vermehrt werden. Die Sicherheit des Eigentums und der Person läßt bei den bösen Elementen der Grenze viel zu wünschen übrig. Wege werden nicht gebaut, statt deren aber die das Land von Norden nach Süden durchziehende Eisenbahn mit einigen großartigen Brücken. In der letzten Zeit wurden keine Einwanderer mehr angeworben und das Land in größeren Parzellen versteigert, wodurch die Bildung von größeren Landgütern, ähnlich der Landesverteilung im übrigen Chile, befördert, der wenig bemittelte Kolonist, sei er heimisch oder Einwanderer, aber ausgeschlossen wird. Von Valdivia aus dringen manche deutsche Kolonisten und Gewerbfleißige in dieses Gebiet ein, so daß das deutsche Element recht ansehnlich vertreten ist. Trotz der großen Hindernisse machen Handel und Gewerbe in demselben reißende Fortschritte. Concepcion mit dem Hafen Talcahuano, das Haupteingangstor in diese Provinzen, geht in folgedessen einer großartigen Zukunft entgegen, die vielleicht die der anderen Städte Chiles in den Schatten stellen wird.

Dies in Kürze die Grundzüge der heutigen Kolonisation von Arauco. Wir haben dieselben hier als einen erläuternden Nachtrag zu Ried's Arbeiten, welcher zu Vergleichen des von ihm Erstrebten mit dem später geleisteten anregen dürfte, angeschlossen.

X.

Deutsch-patriotische Schriften.

Wir kommen endlich zu den letzten von uns zu besprechenden Schriften Ried's, welche ein ganz eigentümliches Gepräge tragen. Es wohnt beiden die Tendenz inne, aus der Nacht der Gegenwart (vor 1866) durch Kamptf zum Lichte, nämlich zur Einheit und Freiheit Deutschlands, vorzudringen.

Ried hatte auf seinen Fahrten die über die ganze Erdenrunde ausgebreitete Macht Englands kennen gelernt. Der Vergleich die-

ſes ſtolzen Weltreichs mit Deutſchland mußte in ihm das Gefühl der Beſchämung erwecken. Aber auch in der kleinen und noch ſo jungen Republik Chile begegnete er einem lebhaften politiſchen Selbſtgefühl und einem glühenden Patriotismus, der den der Deutſchen ſeiner Zeit ohne Zweifel übertraf. Da mußte ſich ihm als denkenden Menſchen die Frage aufdrängen, warum ſein teures Vaterland, dem er auch in der Ferne mit ungeſchwächter Liebe anhing, allein ohne jede überſeeiſche Machtſtellung geblieben iſt, und ſeine Söhne, obgleich nicht minder begabt und tüchtig wie die irgend eines andern Volkes, gleichwohl das höhere nationale Selbſtgefühl entbehren. Außerdem war der ehemalige Kloſterſchüler, wie auch andere ſeines Gleichen, im Laufe des Lebens ein Freidenker geworden. Er glaubte deshalb, daß die Hebung der Ohnmacht Deutſchlands und die Wiederherſtellung des deutſchen Reiches innig verknüpft ſei, mit dem Siege der Freiheit und Aufklärung. Er ſtellte es ſich zu Aufgabe, dieſes heißerſehnte und zu ſeinen Lebzeiten anſcheinend in unabſehbarer Ferne liegende Ereignis durch ſeine Dichtungen zu verherrlichen.

Als Laie in der Literatur fürchten wir, daß unſere Auffaſſung dieſer Werke, denen wir einen nicht geringen dichteriſchen Wert beimeſſen möchten, eine irrige ſein könne, beſonders da wir als Freund und Geſinnungsgenoſſe ſeine Anſichten teilen, alſo denſelben nicht unbefangen gegenüber ſtehen. Mit dieſem Vorbehalt wollen wir nunmehr dem Leſer dieſe beiden, bis jetzt im Staube vergrabenen Schriften im Auszuge vorführen. Wir hoffen, daß dieſelben, weil erhaben in der Auffaſſung und mehr weniger vollendet in der Form, Anerkennung und vielleicht ſelbſt in weiteren Kreiſen des deutſchen Volkes Beachtung finden werden.

XI.

Das Gewitter.

Die erſte dieſer Schriften iſt ein Gedicht: „Das Gewitter, eine Phantaſie für das Jahr der Erlöſung 1950, Germanen gewidmet von einem Germanen. Regensburg, Druck der J. Reitmayr'ſchen Offizin," ohne Jahreszahl. Näheres über ſeine Enſtehung iſt uns nicht bekannt. Es beſteht aus 21 fünfzeiligen Strofen. Wir geben daraus als Blütenleſe einige der erſten und letzten Strofen:

— — — — — — — — — —

„Und Finſternis herrſcht über Erde und See.
Die Wolken — ſie tronten in ſicherer Höh',
Und blickten mit ſtolzer Verachtung herab. —
Der Tod ſchritt ſchweigend von Grab zu Grab,
Durch die Oede dahin!
Da brach aus dem Himmel ein magiſches Licht,
Verklärte der Erde blaß Angeſicht; —
Wie des Lebens Ahndung in Kindesbruſt

Drang es ein, wie der keimenden Liebe Lust,
In des Jüngling's Traum!"

— — — — — — — — — —

Der Kampf zwischen den Wolken und dem Lichte bricht los und steigert sich zu einem wilden Widerstreit der entfesselten Elemente, an dem auch das Meer Teil nimmt, er wird „zur Weltenschlacht." Die Menschenscharen sich ratlos zusammen. Endlich verscheucht „die zürnende Windsbraut der Wolken vermessenes Heer."

— — — — — — — — — —

„Da öffnet sich leise das himmlische Tor,
Da steigt aus der Tiefe die Sonne empor —
Und sendet belebend den wärmenden Strahl,
Auf ragende Berge, in's ruhige Tal.
Wohltuend herab!

— — — — — — — — — —

Das Volk aber rennet nicht mehr durch's Land,
Es sammelt sich froh an des Meeres Strand,
Und blicket anbetend 'gen Himmel empor,
Und jauchzet, vereinigt, in dankendem Chor,
Dem Tage sein Heil!
„Heil Sonne der Freiheit, Heil himmlisches Licht!
Die Macht der Finsternis vor dir bricht!
Du segnest die Berge, erquickest das Tal,
O Wonne der Herzen, o göttlicher Strahl,
Sei du uns gegrüßt!"

Dieses Gewitter versinnbildlicht uns in etwas verschleierter Form den Kampf zwischen alten und neuen Anschauungen und den Sieg der letzteren im Verein mit der Herstellung der deutschen Einheit.

XII.

Einleitung zu der «Teutonia.»

Weit bedeutender wie das vorstehende Gedicht ist die zweite Schrift, Ried's Hauptwerk, die Teutonia. Sie ist die Krone seines dichterischen Schaffens. Dieses höchst eingentümliche Werk ist zum Glück vollendet und in zwei Kopien, einer Reinschrift, die jedoch nur etwa zwei Drittel desselben umfaßt, und der ursprünglichen Handschrift vorhanden. Es führt den Titel: Teutonia, abenteuerliches Trauer-, Lust- und Sinn- Spiel von Hans Sachs dem Jüngeren u. s. w. Ein hübsches Titelbild (Handzeichnung) stellt einen dreizackigen in die Wolken ragenden Alpengipfel dar, beleuchtet von der über dem Meere aufgehenden Sonne; über ihnen schwebt von einem Glorienschein umgeben die Aufschrift „Teutonia." So haben wir also hier bereits die später von Kaiser Wilhelm I hervorgehobene Auffassung des deutschen Reiches „Vom Fels zum Meer" bildlich dargestellt.

Es ergibt sich aus dem Inhalte, daß es im Jahre 1849 begonnen und 1866 die letzte Hand daran gelegt wurde. Wir bemerkten

ſchon früher, daß die ſich durch Jahre hinziehende Bearbeitung allen Werken Ried's eigen iſt; dasſelbe trifft alſo auch hier zu.

Die Einleitung bewegt ſich in den Ideen des großen Revolutionsjahres 1848: ſpäter kommen gemäßigtere und mehr geläuterte zum Durchbruch. Sie bringt in buntem Wechſel eine beißende Satire auf „die Zopfokraten," auf das damalige europäiſche Konzert, ein Märchen von Tule und andere witzige und ernſte Betrachtungen. Er hat eine beſondere Vorliebe, Napoleon III. mit Spott zu überhäufen, und nimmt auch im Verlaufe des Schauſpiels öfter die Gelegenheit wahr, ihn in ſeiner Hohlheit zu geißeln. Wie die Geſchichte ſpäter lehrte, war ſein Urteil das richtige. Auch die Engländer geben ihm Stoff, ihren Krämergeiſt, ihre zweideutige Freundſchaft zu Deutſchland u. ſ. w. ins Lächerliche zu ziehen. Eine eigene Perſon des Schauſpiels ſtellt dieſes heitere Zerrbild John Bulls ins Licht.

Die Dichtung ſelbſt, ein romantiſch — allegoriſches Schauſpiel, iſt in leicht fließenden Jamben mit vortrefflichen Reimen geſchrieben. An ſtatt der gebräuchlichen Aufzüge oder Akte wird die Handlung in acht Nebelbildern aufgeführt. Auch hier ſprudelt ein üppiger Quell des Witzes und der Satire. Aber auch das Ernſte, Zarte und Erhabene ſind in reichem Maße vertreten. Aus dieſen werden wir eine dem Leſer gebotene Blütenleſe entnehmen, welche ihn in Stand ſetzen wird, ſich ein Urteil über den Wert dieſes Werkes zu bilden.

Wollten wir ſelbſt etwas daran ausſetzen, ſo wäre es, daß er die Größen unſerer klaſſiſchen Literatur, die doch im Leben des deutſchen Volkes eine ſo große Rolle ſpielen, nicht berückſichtigt. Auch hätte Ried als Naturphiloſophen die Lehre Darwin's nicht fremd bleiben ſollen. Allerdings mochte dieſelbe zu Ried's Lebzeiten kaum nach Chile gedrungen ſein.

Das Schauſpiel führt uns die mythiſch-allegoriſche Geſtalt des ehrenfeſten, aber etwas albernen und in der Neuzeit heruntergekommenen deutſchen Michels vor und ſchildert ſeine Drangſale und ſchließliche Erlöſung, d. h. Deutſchlands Erhebung aus ſeiner Erniedrigung und die Wiederherſtellung des deutſchen Reiches. Ebenſo wie dieſes unvergleichlich großartige Ereignis in dem „Gewitter" durch einen titanenhaften Kampf der Naturmächte herbeigeführt wird, ſo vollzieht ſich dasſelbe auch in der „Teutonia" unter der Mitwirkung von finſteren Mächten höheren und niederen Ranges und des Satan's ſelbſt. Wir haben daher in ihr viel Teufelſpuk, eine Walpurgisnacht, ein bacchanaliſchteufliſches Trinkgelage, und ſchließlich erſcheint, wie in Goethe's Fauſt Mephiſtopheles, Satan, um ſeinem Schützling Michel Aufklärung und guten Rat zu erteilen.

Michael Blödewitz, verarmter Landgutsbeſitzer, verkörpert in ſich die Deutſchen der Gegenwart. Thusnelde, ſeine

Frau, eine vortreffliche Matrone voll Geiſt und Würde, leitet ihren jüngſten Sohn Arnold, das Vorbild eines echten deutſchen Jünglings, den Deutſchen der Zukunft, zum Handeln an. Andere Perſonen ſind Hans Wanſt, Wirt zum ſchwarzen Bären, und Pipifor, eine Wechſelgeſtalt. Die „Zopfokraten“ ſind durch den Fürſten von Haarbeutelſtein Präſes des Heil. Röm. Reichskammergerichts, und ſeine gleichwertigen Beiſitzer vertreten, die verderbten Elemente des Volkes durch „die ſchmarotzende Heulerbande“ der niederen Dämonen.

Somit können wir nun, wie Ried ſagt, „mit Schauern den Vorhang des Tempels erheben und die Profanen in unſer Heiligtum zulaſſen,“ müſſen uns aber darauf beſchränken, einen flüchtigen Blick in daſſelbe zu werfen.

XIII.

«*Die Teutonia.*»

Erſtes Nebelbild. Michael, der ſich im Aerger ein Räuſchlein angetrunken hat, wandert bei Nacht ins Freie; ſeine Laterne erlöſcht und er gerät abſeits vom Wege in eine wilde Gebirgsgegend. Er ſteht ſtill und philoſophiert über die ſchlechten Zeiten:

„Die goldnen Zeiten — ach ſie ſind vorbei!
Mein Sonſt war Eiſen, und mein Jetzt iſt Blei!“

So fährt er fort, ſeine Leiden zu ſchildern. Indem hört er ein Geräuſch von Perſonen, die ſich nähern; er verſteckt ſich daher hinter einen Felſen.

Serambix, Bupoestes und ein ganzer Zug durſtiger Teufel treten auf. Sie zittern vor Kälte; ſie klagen ſich ihre Not. Sie haben ſchrecklichen Hunger und Durſt und kein Geld, um bei dem nahen Wirt „zum ſchwarzen Bären“ einzukehren. Sie ſingen einen Chor:

„Wie fangen wir's an,
Was fangen wir an“ u. ſ. w.

Sie ſingen und tanzen dazu, bis ſie ermüdet hinſinken. Da erſcheint Pipifox. Er flüſtert bei Seite:

„Ein albern ſozialiſtiſches Gewühl!“

Die Heulerbande empfängt ihn mit Jubel. Er verſpottet ihre Ohnmacht und ladet ſie ein, ihm zum „ſchwarzen Bären“ zu folgen, was ſie zu einem bacchantiſchen Trinkliede begeiſtert. Sie ordnen ſich zu einem phantaſtiſchen Zuge und ziehen ſingend und tanzend ab.

Michael hat dieſes alles deutlich aus ſeinem Verſteck gehört, er ergeht ſich in Betrachtungen über den Mangel an Loyalität des Volkes und andre Dinge und beſchließt, eiligſt ſeinen Gevatter Hans Wanſt von dem Anſchlage der Teufel auf ihn zu benachrichtigen.

Arnold tritt auf, er sucht seinen Vater und hat sich in der Dunkelheit von seiner Mutter getrennt. Er setzt sich auf einen Felsen. Man hört in der Ferne die See branden. Er spricht für sich:

„Die Brandung, horch, wie sie so mächtig toset!
Oft, von der Dünen Sand, betrachte ich,
Mit stillem Weh, der Flut Unendlichkeit.
Es weht so freundlich dort der Lüfte kühler Hauch,
Wohltuend füllt die Brust der Alpen frischer Duft,
Und sehnend folgt das Aug' der kühnen Barke,
Die wellenkundig in das Weite schwindet.
— — — — — — — — — —
Ich baue Schiffe, wie es unsre Ahnen
Getan, und suche neue Länder auf,
Wo unser Name, noch unbekannt!
Und spreche Deutsch der stolzen Weit ins Ohr,
Und fordre keck mein Meeres-Bürgerrecht!"

Springt auf und singt:

„Oh aller Wonnen Wonne!
Oh süße Meereslust!
Es säuseln die Lüfte, es lächelt das Meer,
Es schäkern die Wellen rings umher —
Es treibet das Schiff ohne Ruh', ohne Rast,
Es wieget der Knabe sich hoch auf dem Mast!
Und singet laut aus voller,
Aus freier Brust sein Lied!
Wie wonnig, auf der woge Brust
Sich tummeln voller Lebenslust!
Ihr in das blaue Auge seh'n,
Wo Lieb' und Treu' geschrieben steh'n!
Sie hält in dem Arme das Weltall umspannt,
Sie führet den Knaben von Land' zu Land.
Ob dunkel die Fluten, ihn kümmert es nicht,
Er lachet dem Schicksal nur keck in's Gesicht!
Dort oben die Wolken, hier unten die Flut,
Und warm in dem Busen den frischen Mut!
Mag brüllen der Donner, mag heulen der Wind —
Es freut sich nur dessen das trotzige Kind!
Un singet laut aus voller,
Aus freier Brust sein Lied!"

Thusnelda durch den Gesang Arnold's herangezogen tritt auf. Sie klagt ihm ihre Not: der Vater greift nicht ein in diese Wirren, „vergrübelt die Gelegenheit und sucht im Weine seinen Seelentrost!"

Arnold: „Laß mich erst schwimmen lernen — dann erlebst
Der Freude du die Hülle und die Fülle!"

Thusnelda: „Wahrhaftig? S'ist erquickend schon zu sehen,
Daß deine wahre Zukunft du erkannt!
Ihr mögt der Erde eure eh'rnen Schienen
Anschmieden — Gänge durch die Alpen nagen —
Das sind wohl Wunder, doch auf kleinem Felde.
Sind Nebenwege nur, von Dorf zu Dorf —
Der Völker Heerweg ist und bleibt die See!"

Arnold: „Weil wir das „Ich“ nicht dekliniren können,
Da rückt der dümmste Bube in der Schule
An uns vorbei! Und wir mit unserm Wissen,
Wir bleiben stets die letzten auf der Bank!“

— — — — — — — — — —

Thusnelda: „Dem sei wie ihm wolle!
Des Mannes freie Brust bleibt stets der Schild,
Woran der finstern Mächte Lanzen sich
Zersplittern müssen!
Gehn wir unsern Weg!
Er wird wohl sauer, weil so unerquicklich —
Die Pflicht jedoch versüßet uns was schicklich!'

Zweites Nebelbild.

(Scene in dem Weinkeller des „schwarzen Bären.“ Auf beiden Seiten eine lange Reihe Fässer, in der Mitte eine mächtige Tonne).

Hans Wanst, der behäbige feinste Wirt, freut sich seines reichen Vorrats an Speisen und Trank und preist im Selbstgespräch und einem Liede die Lust des Wohllebens.

Michael kommt keuchend an und erzählt ihm, daß er gestern das Haus verließ wegen Unfrieden mit seinen achtunddreißig Söhnen:

Die Buben machten auch den Kopf mir warm,
Besonders die zwei Großen,
Die rissen sich um's einzige Paar Hosen,
Das mir noch ließ die Großmut der Franzosen!
Am linken Bein zerrt Fritz, am rechten, Franz*) u. s. w.

und daß er unterwegs eine Schar Teufel getroffen habe, die den Wirt ausrauben wollen.

In diesem Augenblicke erscheint Pipifox und bläst ungesehen das Licht aus. Wanst entfernt sich tappend, auf Michael zürnend; dieser bleibt im Finstern zurück. Die Teufel beginnen zu trinken, finden Michael; sie laden ihn ein mit zu zechen; er verlangt bescheiden nur Bier und wird daher ausgelacht, nimmt dann aber um so eifriger an dem Gelage teil. Die Reife der Fässer springen ab und der Keller wird vom Wein überschwemmt. Das wüste Bacchanal nimmt seinen Fortgang. Sie stimmen das Lied Salomonis an:

„Das Lied Salomonis des Weisen stimmt an!
Ein Kuß, ein Trunk, ein feurig Lied
Ist Trost in jeder Not!
Die Trios der Glückseligkeit
Im Leben wie im Tod!
Zum Kusse nur zwei, je vier zum Gesang
Zum Trunk Millionen beim Becherklang!“ usw.

---

*) Launige Anspielung auf die Staaten des Deutschen Bundes und die Kämpfe zwischen Preußen und Oesterreich, um die Oberhand darin zu gewinnen.



Die alte Börſe in Valparaiso, um 1860.



Wasserträger in Valparaiso, um 1860.

Michael ſtimmt mit Exſtaſe ein. Er ſowohl als die Teufel verfallen dem Rauſche und ſinken hin, nur der gefeite Pipifox bleibt nüchtern.

Hans Wanſt ſtürzt mit ſeinen bewaffneten Kellnern und Knechten in den Keller und bleibt vor Entſetzen ſtarr über den Greuel der Verwüſtung. Um ſo heftiger wird ſein Zorn; er ſchwört Rache an Michael durch das Geſetz. Dieſer wird, im Taumel das Lied Salomonis lallend, herausgeſchleppt und ins Gefängnis geſetzt. Die trunkenen Teufel läßt Wanſt in das große Faß werfen und dieſes mit ſiedendem Waſſer auffüllen. Die Kellner ſtimmen auf ſein Geheiß ein Loblied auf die hohe Obrigkeit an. Pipifox wird abgeführt.

Drittes Nebelbild.

Thusnelda und Arnold befinden ſich auf der Wanderung durch Deutſchland, Hülfe für Michael ſuchend. Sie ſind müde und erſchöpft, denn ſie erhielten nur Verſprechungen, keine Unterſtützung. Sie ruhen einen Augenblick aus in der Lüneburger Haide und erzählen ſich ihre Fährlichkeiten. Die Städte und Länder, die ſie durchzogen, werden einer ſtrengen, aber treffenden Beurteilung unterworfen. Wir übergehen Wien. Sie kommen nach München:

Thusnelda: „'s iſt wohnlich in dem alten Baierlande!
Die goldnen Felder und die nahen Alpen —
Der Künſte Tempel, der Gewerbe Hallen!

Arnold: Die dicken Bäuche und die ſchmier'gen Bärte,
Die Kraft des Wortes, ſo keinen Umſchweif kennt,
Woher dem Volk die Zutat „grob“ geworden,
Beweiſen, daß es noch Charakter hat.
— — — — — — — — — — —
Es brummt der Kopf mir noch, denk' ich daran,
Wie man im Gerſtenſaft mir ihn gewaſchen!

Thusnelda: Ja, leider iſt der Humpen dort die Sonne
Worum, gleichgültig, ſich das Weltall dreht!
— — — — — — — — — — —
Doch iſt das Herz geſund und dieſes Volk
Ein grüner Zweig der alten, deutſchen Eiche!
Die Knoten dran bekunden mir die Kraft!“

Aehnlich werden Böhmen, das Rheinland, Elſaß, Brandenburg beſprochen. Des Böhmer Waldes wird in einer lieblichen Naturſchilderung gedacht:

Thusnelda: „Wie grünt ſie mir in der Erinnerung,
Die Wanderwelt des ſchauerigen Waldes!
Des heiligen Haines, deſſen Zaubergürtel
Das „Heim des Bojer“ liebevoll umſpannt!
Des Tempels, deſſen Säulen, himmelſtrebend
Das mächtige Gewölb' des Domes tragen,
Den Gottes eigne Hand hat aufgebaut!
Nicht wie Palmyra's zeitzernagte Schäfte.

Wie anders hier, wo aus der Erde Busen
Stets neues Leben quillt — wo feierlich
Der Odem des Allmächt'gen uns umweht!
Hier wurzelt Kraft, hier wuchert die Natur,
Hier hauchet sie, mit jedem Atemzug
Der Freiheit Weihe in des Mannes Brust!

Auch von den Engländern können unsere beiden Bittsteller nichts erwarten.

Thusnelda: „Mit Worten speisen dich die Freunde ab,
Die Tat muß von dem eignen Willen stammen,
Drum auf, mein Sohn, und rasch das Werk begonnen,
Frisch angefangen ist schon halb gewonnen!
Erwarte nicht von außen den Erretter
Dir selber hilf, so helfen dir die Götter".

Sie wandern weiter.

Viertes Nebelbild.

Pipifox im Gefängnisse. Er ergeht sich in satyrischen Betrachtungen über Napoleon III., die Jesuiten u. a. Durch Verwandlung in einen Seminaristen und andere Listen gelingt es ihm zu entweichen.

Fünftes Nebelbild.

Michael im Kerker. Er beklagt in einem sinnvollen Selbstgespräch sein trauriges Loos, den großen Unterschied von früher und jetzt. Selbst Italien, das einig geworden ist, läßt ihn hinter sich zurück.

Thusnelda und Arnold haben ihn aufgefunden. Sie geben sich ihm von außen zu erkennen durch sein Lied „Meeresluft". Arnold will in den Kampf ziehen für die Freiheit. Thusnelda und er stimmen einen Wechselgesang,

„der Mutter Segen" an:

Arnold: „Mutter mein, die Trommel höre!
Laß mich ziehen ins Feld.

Thusnelda: Blinder Lärm nur auf der Straße —
Bleib' du zu Haus, mein junger Held!
Hast wohl warmes Blut im Busen,
Doch im Kampf gilt nur der Mann!
Bist mein Bub' — kämst du zu schaden,
Sag, was machte Mutter dann?
— — — — — — — — — — — —
Hör ich recht? Tyrannenjubel?
Hah! Der Freiheit Untergang!
Sieh sie dort, die Kampfgeweihten!
Schaare dich in ihre Reih'n!
Hier das Schwert, und meinen Segen —
Fort, mein Sohn, und schlage drein!

Sie sprechen von außen Michael Mut zu. Die Wache kommt; ein Kapuziner will ihn bekehren, aber er bleibt standhaft.

Sechstes Nebelbild.

Das zopfmäßig zuſammengeſetzte und mit komiſch-windigem Gepränge aktuierende Gericht verurteilt Michael wegen Demagogismus zum Tode durch den Strang. Arnold und Thusnelda dringen ein; ſie fordern das nachdrängende Volk zum Kampfe auf:

Thusnelda: „Auf denn zum Kampfe, Teutonen, Mann für Mann!
Mir nach, wer leben will, wer ſterben kann!“

Siebentes Nebelbild.

Auf den augenblicklichen Sieg der Demokratie*) folgte die Reaktion. Es iſt den Heulern „ſchief gegangen, und ſoll ihr Rädelsführer morgen hangen“. Die Ariſtokratie feiert daher einen großartigen Ball, bei dem viel über Diplomatie verhandelt wird. Hans Wanſt iſt der Wirt; auch Pipifox iſt mit dabei. Der letztere fordert gebieteriſch von dem erſteren einen ganz beſonderen Extrawein. H. Wanſt iſt in Verlegenheit und kommt auf den Einfall, den Wein aus dem großen Faße, worin die Teufel ertränkt wurden, auszuſchränken. Es werden rieſige Champagnerflaſchen gebracht. Pipifox haut ihnen den Kopf ab und ſiehe da: aus jeder ziſcht eine Schaumſäule hervor, in welcher ein wieder erſtandener Teufel zu Tage tritt. Es entwickelt ſich eine wüſte Teufels-Orgie, ein Stück Pandämonium, bis ſchließlich der Saal zuſammenſtürzt und die ganze Geſellſchaft verſinkt.

Achtes Nebelbild.

In einer herrlichen Landſchaft, auf der bisher Frieden und Wohlſtand ruhte, entbrennt der lang verhaltene Kampf der Arbeitenden und Herrſchenden. Er wogt grauſam, blutig, unentſchieden hin und her.

Da zuckt ein Blitz, das Land erbebt, es erhebt ſich aus der Tiefe eine Nebelgeſtalt. Es iſt

Satan

in eigner Perſon, der herbeieilt, um den brüdermördiſchen Streit zu ſchlichten. Die Kämpfenden halten inne und ſondern ſich im Angeſicht des zürnenden Richters in die Gruppen der Zopfokraten und Heuler. Thusnelda weinend und mit aufgelöſtem Haar, Arnold mit Blut bedeckt, Pipifox, dann auch Michael treten vor ihm auf.

Michael bittet ihn um Schutz gegen das an ihm begangene Unrecht. Satan hält ſowohl den Zopfokraten wie den Heulbrüdern eine ſtrenge Strafrede.

„Und du, Michael, Hammel, mein verlorner,
Des Unglücks und der Dummheit Auserkorner

*) Anſpielung auf das Jahr 1848.

Wärſt du nicht ſtets der alte Fäſelhans,
Du hätteſt längſt das Ziel erreicht!
Das Scepter eins — ein Schwert und eine Krone
— — — — — — — — — —
Wirf von dir, was dir nicht gehört!
Magyaren, Welſche, Slaven — laß ſie laufen!
— — — — — — Und das Gold
Halt es zu Rat, und baue damit Schiffe,
Bepanzere dein Land mit Eiſenſchienen!“

Michael verlangt weiteren Rat. Satan läßt ſich herbei, dazu das „Abc“ mit ihm durchzugehen.

Michael beginnt alſo mit „A“ und Satan erklärt den Sinn der von ihm gegebenen Worte, z. B. zu Adel und Arbeit:

Satan: „Der Mann muß gelten, was er gilt, auf Erden!
Denn *Arbeit* iſt der *Adel*, nicht der Titel
Und Mann iſt Mann, in Sammet oder Kittel!“

Zu Armut:

Sie iſt des ſtarken Armes Sporn,
Die Arbeit nur des wahren Reichtum's Born“.

In dieſer Weiſe gehen beide das ganze Alphabet durch. Satan gibt zu jedem Stichworte eine belehrende Erklärung im Sinne des Fortſchritts, die Michael natürlich durchaus befriedigt. Es iſt dies eine höchſt beachtenswerte Sammlung von Wahrſprüchen, geflügelten Worten u. dgl., die ſich in ihrer Eigenart teils an Schiller's Kapuzinerpredigt, teils an das Geſpräch des Goethe'ſchen Mephiſtopheles mit dem Schüler anlehnt. Wir heben aus dieſem reichen Schatze einige beſonders bemerkenswerte Lehren und Anſchauungen als Beiſpiele hervor. Eine Kanzelrede über Chriſtentum und Religion ſchließt mit den Worten:

Satan: Die Welt, ihr Auf und nieder liegt erſchloſſen
Vor dir. Drum fahre du nur unverdroßen
Und ohne links und rechts viel auszuweichen,
Stets grade aus — Du findeſt ſicher Land —
Dein Führer *die Natur*, dein Kompaß *der Verstand!*
Michael: (entzückt): „Die ſchaff ich gleich mir an! Herr Doktor, ach wie ſchön,
Sind hoffentlich nicht teuer
Satan: Da möchte man vergehen
Vor Aerger! Nur der Trichter noch aus Nürnberg
Kann retten dich, du abgeſchmackter Hirnzwerg!
— — — — — — — — — —
„Das ſchönſte Wort im ganzen Alphabet *Deutschland*“

Zu E England:

Michael: „Hätt ich ſo einen Graben um mein Haus,
So ſäh's bei mir wohl nicht ſo erbſündlich aus!

Satan: „Mit nichten — Dir bleibt immer deine *Ehre*
Und *Eisen*, *Eiche* wachsen dir zur Wehre —
Fehlt eines nur, so warst du unverzwingbar!"

Michael: „Ich? Lassen sie mich raten! Unbegreifbar!
Erfahrung? Essig? Nein!"

Satan: S' liegt nahe, mein ich
— — — und fern — sei mit dir Einig"

Michael (bewegt): „Wie ist mir doch das Wort nicht eingefallen!
Ein Einfaltspinsel bleib' ich doch trotz allen
Ermunterungen meiner Pädagogen,
Die mich zum Eulenspiegel auferzogen".

Zu F:

Satan: Es fehlt ihm ein sehr wichtiges Wort „frei"
(*Michael* fällt bei dessen Nennung wie vom Blitze
gerührt hin).
— — — — — — — — — —

Derselbe: „Wie gesagt, geh' nach Paris ich,
Nehme den bewußten Holländer*) beim Ohr,
Halt seine Federfachsereien ihm vor —
Diktier, mit Klauseln ganz entschieden,
Auf seiner Ziegelbrennerei**) den Frieden".

Zu G:

Satan: „Der *Glaube* ist ein Selbstmord der Vernunft".
(Wir übergehen unter „d" ein sehr strenges
Urteil über *die Jesuiten*).

Zu K:

Satan: „Verwirf die *Krone* nicht! Sie hält mit Macht den [Staat zusammen
— — — — — — In eurer Welt — — —
— — — da holet sonder Zweifel
Früh oder spät die Republik der Teufel"!

Zu M:

Derselbe: „Ein *Maass* und eine *Münze*, ein Gewicht
Und eine Elle, Mehres braucht es nicht,
Um euren Umguß friedlich einzuleiten".

Zu O ist Offenbarung sehr beherzigenswert:

Derselbe: — — — — — — — — — — —
„Du findest in der Werkstatt der Natur
Die einzig wahre *Offenbarung* nur" u. s. w.

---

*) Napoleon III (Sohn des Königs *Louis von Holland*).
**) Die Tuillerien.

Die hier kundgegebene Absicht wurde bekanntlich in vollem Umfange zur Tat und bewährte sich demnach als eine prophetische.

Zu R:

Derselbe. „Des Schiffes Ruder führe stets nur einer!
Vielköpfig, aber kopflos, ist der Pöbel —
Und *Republik* heißt Chaos oder Säbel!“

Zu S:

Derselbe: „— — — — — Du hörst vor lauter Träumen
Die *See* nicht an dem eigenen Strande schäumen“.

Michael: „Die Heringe — die frischen Austern — ach!“

Satan: „Ja Stockfisch! Das der Trost für deine Schmach!
Was deine Ahnen einst zur See gewesen,
— — — — — — — — — —
Sag mir, wo ist jetzt der Kaufmannsstand geblieben!
Ihr schleicht umher wie Schmuggler auf der Welt,
Die weder Blut noch Band zusammenhält.
Laßt wieder euch auf allen Meeren sehn,
Doch vor dem Mast nur einen Wimpel wehen,
Woran man den Teutonen mag erkennen.
— — — — — — — — — —
Hast hoffentlich schon etwas profitiert
Hast ferner wohl ins Reine schon gebracht,
Daß Wissen Kraft ist und daß Einheit Macht!
Laß diesen Spruch entwickeln sich zur Tat,
Auf diesem Grundstein „baue deinen Staat!“

Zu T.

Derselbe: „Der Tag bricht an nach lang verträumter Nacht
Und unsre Frohn wär endlich abgemacht!“

Michael: „Wie so? und was noch bleibt vom Alphabet?“

Satan: „Es liegt dein Lebensziel schon von uns da,
Wir stehen endlich in T e u t o n i a!

Derselbe: „Wie weiland Moses auf dem Berge stand,
Dem Volke zeigend das verheißne Land,
Verlaß — ich dich — nicht g'rade noch zu sterben —
Und überlaß es dir und deinen Erben,
Der Welt mein Evangelium zu künden,
Den Deutschen Heiden — Josua zu finden,
Die neue, freie Heimat dir zu gründen!

Es schlägt die Stunde. Sapienti sat!
Kein Grübeln mehr — kein Zaudern — auf zur Tat!
Den Hut fest aufgedrückt — den Stutz gespannt —
Schlag an! Sei klar den Auge — fest die Hand!
Der Schuß, der gilt dem g a n z e n Vaterland!
— — — — — — — — — —
Die Zeit ist groß, mein Sohn, sei du nicht klein —
Du bist belehrt — nun fort und . . . .
. . . . schlage d'rein!“

Alles schweigt. Allmählig verschmilzt die hehre, hohe Gestalt des kasteienden, tröstenden, versöhnenden Geistes. Es dämmert der Morgen, und das staunende Auge erblickt Myriaden menschlicher Atomen, die, in fröhlichen Kreisen verbrüdert, sich an den Strahlen der aufgehenden Sonne die Herzen wärmen. Ihnen entströmt:

„Das Hohe Lied des Vaterlands“.

Teutonia, unſer Vaterland,
Wir haben dich errungen,
Wir haben dich mit Herz und Hand
Auf immerdar umſchlungen!
Dein Preis war unſer warmes Blut,
Dein Panzer ſei nun unſer Mut,
D'rum blühe fort in unſrer Hut,
Du deutſches Vaterland!

Biſt unſer nur, Teutonia,
Mit deinen tauſend Gauen,
Und deine Kinder fern und nah,
Vereinigt das Vertrauen!
Denn herzig iſt das deutſche Wort
Gewaltig iſt der deutſche Hort
D'rum preis' durch alle Zeiten fort
Das deutſche Vaterland!

Bewahret heilig Recht und Fug,
Der Ehre treu, und bieder!
Verbannet ferner Lug und Trug,
In Tod und Leben Brüder!
Im Kampfe eiſern, Mann an Mann,
Beweiſt, was der Teutone kann —
Und ſtimmt das hohe Lied dann an,
Dem deutſchen Vaterland!“

Der Geſang verſtummt. Von den Alpen der Schweiz bis an die Schneegebirge Skandinaviens woget die harmoniſche Brandung — und des Friedens Zauberhauch weht über die Fluren der glücklichen

Teutonia!

XIV.

Nachwort zu der „Teutonia“.

Verweilen wir einen Augenblick bei der Beurteilung des eben von uns im Auszuge dargeſtellten, echt vaterländiſchen Schauſpiels, ſo können wir nicht umhin anzuerkennen, daß es eine Dichtung iſt, die Herz und Geiſt außerordentlich Form wie durch die Großartigkeit und Urwüchſigkeit der Handlung den höhern Anforderungen der Kunſt entſpricht.

Wir finden in ihm Anklänge an Goethe's Fauſt, da Mephiſtopheles und Satan äußerlich einige Berührungspunkte bieten; doch iſt der letztere „Sohn der Finſternis“, ungleich dem erſtern, ein ſtrenger biederer Geiſt, der aufbaut, erhebt, veredelt. Wir müſſen alſo Ried die faſt vollkommene Eigenartigkeit der Erfindung des Gegenſtandes ſeiner Dichtung zugeſtehen.

Auch müſſen wir zugeben, daß die in den einzeln Nebelbildern vorgeführte Handlung durchgehends von kühnem dramatiſchem

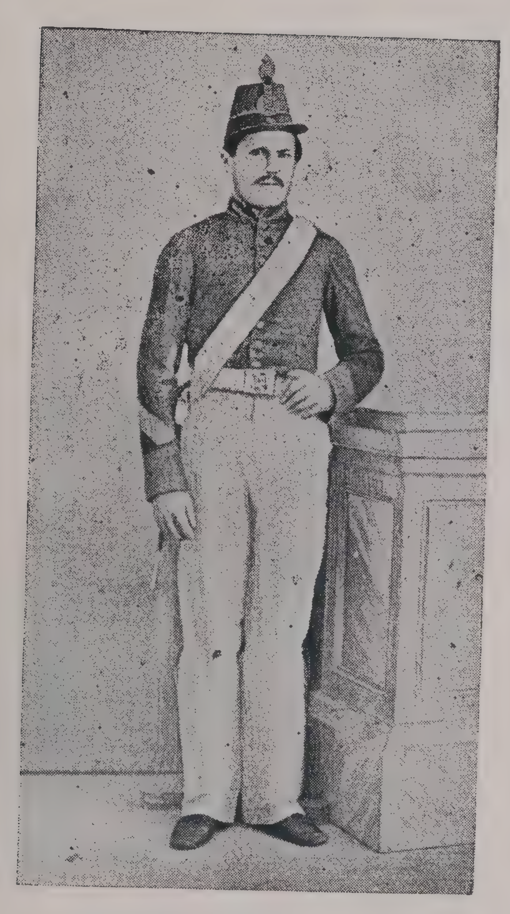
Schwung getragen wird; ihre Wiedergabe auf der Bühne würde nicht verfehlen einen mächtigen Eindruck hervorzurufen; ſie iſt zudem durchaus harmoniſch gegliedert. Wir erinnern an die Anfangsſzene, das Bacchanal in Wanſt's Keller, Michael im Gefängniſſe und an das großartige, ſo höchſt eigentümliche Schlußnebelbild. Die Darſtellung iſt oft in etwas zu grellen Farben aufgetragen, allein ein Volksſtück, wie es Ried vorſchwebte, durfte wohl etwas derb ſein.

Die handelnden Perſonen ſind ebenfalls vortrefflich gezeichnet. Der kraftvolle und treuherzige, aber zaghafte Michael, die würdige Thusnelda, die ihren Sohn dem Vaterlande weiht, und der jugendfriſche, kecke Arnold ſind wohlgebildete, untadelige Geſtalten, die, glauben wir, dem Geiſte eines wahren Dichters entſpringen.

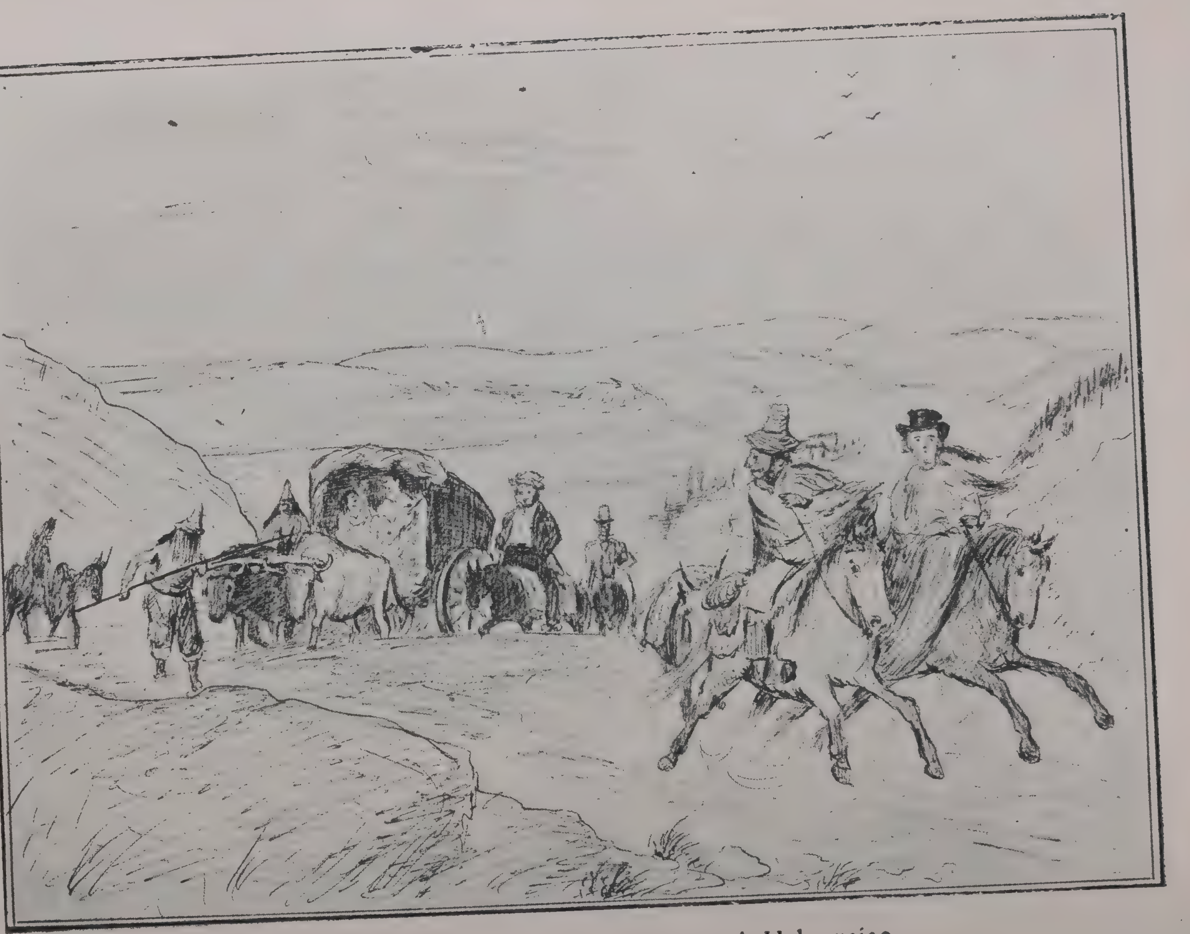
Der Zauber, der dieſes Schauſpiel durchweht, beruht zu nicht geringem Teil auf den ſchönen eingeflochtenen Liedern. Nach unſerer Anſicht iſt die Perle darunter die „Meeresluſt“. Wir glauben es den beſten Lieder-Schöpfungen unſerer Literatur an die Seite ſtellen zu dürfen. Auch das hohe Lied des Vaterlandes, der Mutter Segen und das Lied Salomonis verdienen unſere Aufmerkſamkeit. Ihr Wert wird noch dadurch erhöht, daß Ried, wie wir ſahen, ein gewiegter Tondichter, die Begleitung dieſer vier Lieder in Muſik geſetzt hat. Es iſt uns nichts Näheres über den muſikaliſchen Wert dieſer Singweiſen bekannt. Da unſere Abhandlung ſich ohnehin ſchon zu weit ausgedehnt hat, haben wir abſichtlich die Aufnahme weiteren Stoffes vermieden, demnach auch keinen Fachkenner über dieſe Melodien zu Rate gezogen. Hoffentlich nimmt ein ſolcher bald einmal Veranlaſſung, uns ein Urteil über dieſelben zu geben. Es iſt begreiflich, daß eine paſſende Muſik zu dieſen Liedern den Eindruck unſeres Schauſpiels noch erhöhen wird.

Deutſchland hat die Begründung ſeiner Einheit und die Wiederheſtellung des deutſchen Reiches in großartigem Maßſtabe, beſonders durch Bildwerke und Denkmäler gefeiert. Dagegen ſcheint es, daß es bis jetzt an einer volkstümlichen Dichtung, namentlich der Gattung des Schauſpiels, fehlt, worin dieſes ruhmreiche, ewig denkwürdige Ereignis verherrlicht wird. Es iſt augenſcheinlich, daß ein ſolches, bei der augenblicklichen Verflachung entſchieden zur Kräftigung des Nationalgefühls beitragen würde. Sollte wohl dieſes in der Vorahnung der großen Tat verfaßte Werk Ried's berufen ſein, dieſe Lücke auszufüllen? Wir erlauben uns, unſere Leſer auf eine etwaige Verwendung der „Teutonia“ in dieſem Sinne aufmerkſam zu machen.

Ried wollte jedoch nicht allein den Kampf um die heiß erſehnte Einheit darſtellen und ihren Sieg preiſen, er wollte außerdem durch Lehre und Rat die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes fördern helfen. Hierin iſt beſonders die mehrfache Hinweiſung auf die Auf-



Chilenischer Soldat, um 1860.
(Guardia civil).



Auf der Landstraße von Santiago nach Valparaiso

Nach einem Gemälde von Rugendas.

gabe, welche Deutſchland auf dem Meere obliegt, bemerkenswert. Sie gibt dem meeresfrohen Sinne des Deutſchen, auf welchen wir auch in den „erſten Deutſchen in Chile“ hindeuteten, einen beredten Ausdruck und gipfelt in den herrlichen Liedern Arnolds. Alle Freunde des Vaterlandes ohne Unterſchied werden ſich ihm hierin anſchließen.

Dagegen wird eine andere Richtung, die Ried verfolgt, bei dem jetzigen Stande der Meinungen nur geteilte Zuſtimmung finden.

Wir ſahen bereits früher, daß Ried ein entſchiedener Vorkämpfer der Freiheit, beſonders auf dem religiöſen Gebiete war. Daß wir dieſelbe an dieſer Stelle gleichzeitig mit der Einheit finden, darf uns nicht Wunder nehmen, denn für alle, die den überwältigenden Einheits-Sturm des Jahres 1848 durchlebt haben, war es ſelbſtverſtändlich, daß dieſe die Freiheit mit ſich bringen werde. Dieſe Vorausſetzung ſcheint ſich nun allerdings nicht bewährt zu haben, denn der nach der Einigung des Reiches ausgebrochene Kulturkampf hat mit einer Stärkung der Strenggläubigkeit und einer Niederlage der gemäßigten freiſinnigen Anſichten geendigt. Diejenigen alſo, welche dieſen letztern huldigen, werden ſich in vollem Maße der herrlichen Dichtung erfreuen. Die Macht der Üeberzeugung, womit er für das Aufgeben der religiöſen Offenbarung eintritt, werden ihre Anſchauungen noch mehr bekräftigen.

Erinnern wir uns außerdem, daß Ried dieſes Werk einige Jahre vor dem Rieſen-Kampfe, der uns die Einheit gab, ſchrieb und am Vorabende desſelben ſtarb, ohne zu ahnen, daß das große Ziel, welches ihn unabläſſig beſchäftigte, ſo nahe lag. Wie ſchade, daß es ihm nicht beſchieden war, die gleich darauf erfolgte Erreichung desſelben zu erleben! Er würde gewiß, wie wohl alle Deutſchen im Auslande, dasſelbe mit dem größten Jubel begrüßt haben. Allerdings vollzog ſie ſich in andrer Weiſe, wie er ſie ſich vorgeſtellt hatte.

Zum Glück hatten Kaiſer Wilhelm I., die deutſchen Fürſten und ihr Berater Bismark die Stimme des Volkes gehört und ſich ſelbſt zum Träger des Einheits-Gedankens gemacht. Es war daher nicht ein innerer Krieg, wie Ried ſich vorgeſtellt hatte, ſondern ein äußerer, welcher uns dieſelbe brachte. Gewiß ein nicht hoch genug anzuſchlagender Gewinn!

Uebrigens hatte Ried, wie wir geſehen haben, ebenfalls den Krieg mit Frankreich vorausgeſehen. Er verlangte wiederholt ein ſtarkes Bollwerk gegen den Nachbar an der Weſtſeite und eine ſtete „Wacht am Rhein“.

Manches was Ried gewünſcht, hat ſich erfüllt; manches was er getadelt, iſt gebeſſert. Dennoch bietet unſer Vaterland nicht das lachende Bild des Friedens, das er uns vormalt. Es könnte

wirklich in Zukunft noch zu dem innern, sozialen Kampfe kommen, dessen Ausbruch er uns schildert. Hoffen wir, daß es gelinge dies zu verhüten, und vielmehr die guten Ratschläge, die Ried's Satan unserm Michel gibt dieses entsetzliche Unglück abwenden mögen. Achten wir dieselben nicht zu gering! Dieser Satan liebt den Deutschen, dessen Treue und Wahrheitsliebe ihm Achtung gebieten, während dessen Mißgeschick sein Mitgefühl erweckt. Er meint es daher ehrlich und läßt alle seiner bösen Natur entsprechenden Teufeleien hier aus dem Spiele.

Die deutsche Literatur besitzt eine verwandte dichterische Gestalt, den Nathan der Weise unseres großen Lessing. Dieselbe behauptet, obgleich vielfach umstritten, einen bevorzugten Platz im Herzen des deutschen Volkes. Es würde sich also geziemen, dem Satan unseres hochsinnigen Ried einen bescheidenen Platz an der Seite dieses gleichgearteten jüdischen Weltweisen einzuräumen.

Man glaube nicht etwa, daß ein volkstümliches Werk, wie „die Teutonia“, nicht von großem Werte sein könne, weil es seinen Ursprung in einem andern Erdteil habe. Das Beispiel der „Lusiaden“ des Camôes, jenes Nationalepos, welches den ersten Rang in der portugiesischen Literatur einnimmt, beweist das Gegenteil, denn dasselbe entstand im fernsten Asien.

Auch die Schöpfung, welche unser deutscher Geistesheld am Stillen Ozean seinem Vaterlande vermacht hat, ist unstreitig eine wertvolle, vielverheißende Gabe.

XV.

Schlussbetrachtung.

Wir stehen am Schluß unserer Schilderung. Wir haben im Gefolge dieser Lebensbeschreibung zugleich die flüchtigen Umrisse einer Geschichte der Anfänge des Deutschtums in Chile gegeben, sodaß sich unser Bild zu einem vielfarbigen Zeitgemälde gestaltet hat. Der geneigte Leser möge das Skizzenhafte desselben entschuldigen.

Blicken wir hier noch einmal zurück auf Ried's Schaffen und Wirken, so erfüllen uns dieselben mit Bewunderung. Zwar waren seine Erfolge, wenn auch sehr verdienstlich, doch keine sehr glänzenden, aber dies war durch die besonderen Verhältnisse, in denen er sich befand, bedingt. Dagegen können wir nicht genug seine Beharrlichkeit anerkennen, mit der er der Musik und Literatur oblag. Er gibt uns ein leuchtendes Beispiel der Tatkraft, die ein vereinzelt dastehender Mann entwickeln kann. Alle seefahrenden Völker, wie die Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer bieten uns ähnliche Beispiele großartiger oder verdienstlicher Tätigkeit an entfernten Gestaden. Bei den Deutschen der Gegenwart sind sie noch verhältnismäßig selten und beginnen erst jetzt häufiger zu werden.

Ein anderer Zug ſeiner Eigenart, der unſere Bewunderung verdient, iſt ſeine reiche und vielſeitige Begabung. Nicht minder rühmenswert iſt ſeine Liebe zum Vaterlande. Es iſt dies zugleich eine Erſcheinung, die pſychologiſch bemerkenswert und keineswegs leicht zu erklären iſt. Wie kommt es, daß ein in die Fremde verſchlagener und faſt von jeder Verbindung mit dem Vaterlande abgeſchnittener deutſcher=patriotiſcher geſinnt iſt, wie ein daheim gebliebener?

R i e d ſelbſt, wenn er uns auch nicht eine Erklärung dieſer Tatſachen gibt, ſtellt wenigſtens feſt, daß ſie die allgemeine Regel iſt. Der erwähnte Horaz'ſche Vers, den er als Wahrſpuch ſeiner Schrift über Auswanderung voranſetzt: "Diejenigen, welche über das Meer gehen, wechſeln zwar den Himmelſtrich, aber nicht ihren Sinn", gibt dieſem Geſetze Ausdruck. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß dieſem eine tiefere geiſtige Urſache zu Grunde liegt, die wir hier nicht erörtern wollen. Wenn dasſelbe aber in Wirklichkeit beſteht, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß R i e d ſein Talent mit Vorliebe in die Dienſte des alten Vaterlandes ſtellte. Nicht bloß R i e d allein, ſondern alle, die ihr Vaterland verlaſſen haben, bleiben demnach in ihrer Geſinnung die gleichen, hängen ihm nach wie vor an, wenn ſie überhaupt ihrem Bildungsgrade und Sittlichkeits=Gefühle nach für höhere Empfindungen empfänglich ſind. So gibt es allerdings Menſchen, die ſich dem Materialismus hingeben, ſo daß alſo das entgegengeſetzte Sprichwort: „Ubi bene ibi patria“ auf ſie Anwendung findet. Menſchen dieſer Art ſtehen unſtreitig nicht auf der Höhe einer gediegenen Weltanſchauung, können alſo nicht als die Norm angebenden betrachtet werden.

Wenn es alſo feſtſteht, daß ſo viele Deutſche im Auslande, obgleich für immer von ihrem Vaterlande getrennt, gleichwohl nach wie vor in ihrem Sinne demſelben anhängen, ſo ergeben ſich daraus wichtige praktiſche Geſichtspunkte. Das alte Vaterland muß ſie alſo noch als zu ſich gehörig betrachten. Es iſt daher eine bleibende geiſtige Verbindung zwiſchen dieſem und ſeinen in die Ferne verſchlagenen Söhnen ein Bedürfnis. Es ſollten alſo dauernde Beziehungen zwiſchen den Bleibenden und Gehenden geſchaffen und mit Sorgfalt gepflegt werden. Es liegt in der Natur der Sache, namentlich aber in den ungeahnten Vorteilen, die der überſeeiſche ‚Welt=Verkehr ganz allgemein mit ſich bringt, daß hieraus beide Teile und ſowohl die alte wie die neue Heimat der Betreffenden gleichförmig Nutzen ziehen werden. Die Wichtigkeit dieſer Verbindung ſollte alſo in Deutſchland mehr als es bisher geſchehen, im Auge behalten werden.

R i e d iſt dahin geſchieden; die Reihen der Generation Deutſcher, bei deren Ueberſiedlung nach Chile er mitgewirkt hat, ſind ebenfalls durch den Tod gelichtet und werden in nicht allzu langer Zeit ganz aufgelöſt ſein. Da der ſpätere Zuzug gering war, ſo werden alſo diejenigen Deutſchen, die ſelbſt „übers Meer gegangen ſind“

bald ganz ausgestorben sein. Sie kommen demnach kaum mehr in Betracht. Dagegen hinterlassen sie an ihrer Stelle einen verhältnismäßig zahlreichen Nachwuchs deutscher Zunge, dessen Heimat Chile ist. „Vaterland“ im wörtlichen Sinne können wir diese nicht nennen, da sie ja nicht „das Land ihrer Väter“ ist. Dasselbe Verhältnis findet sich in andern Ländern bei Tausenden, sogar bei Millionen, wenn wir Nordamerika berücksichtigen.

Dieses jüngere Geschlecht haftet an der Scholle, auf der es geboren ist; sein bleibender Horizont ist derselbe wie der der einheimischen Bewohner. Den prachtvollen Himmel, der sich in Chile über den Anden und dem Ozean wölbt, hat es nicht gewechselt. Es unterscheidet sich hierin wesentlich von seinen Eltern.

Wir glauben, daß auch diese in Chile geborenen Deutschen, welche chilenische Bürger sind, in diesem Lande mehr weniger denselben Weg wandeln sollen wie ihre Väter. Schon die Pflicht der Ehrfurcht gebietet, das, was den Eltern heilig war, zu achten. Ihre Treue und Offenheit sind Tugenden, die in diesen Ländern nicht allgemein geübt werden, also um so mehr festgehalten werden müssen. Ueberhaupt ist die gute deutsche Sitte ein unschätzbares Kleinod, dessen sie sich um keinen Preis entäußern dürfen.

Unmöglich ist es ferner, sich von der herrlichen deutschen Sprache, ihren Liedern und den Schöpfungen ihrer unsterblichen klassischen Dichter zu trennen. Die deutsche Sprache und Literatur stehen ohne Zweifel unter denen aller Völker der Jetztzeit auf der höchsten Stufe. Sie besitzen zwei besonders wichtige Vorzüge vor den andern. Ihre klassische Blüte gehört noch unserer Zeit an. Wir genießen und verstehen daher die Werke unserer großen Dichter im ganzen viel besser, wie die andern Völker die ihrigen. Außerdem haben dieselben, namentlich Schiller und Goethe, einen größeren Einfluß auf unsere Anschauungen und mittelbar auch auf unser Handeln und Tun. Shakespeare und Cervantes stehen beispielsweise unerreicht dadurch die Vollendung ihrer Schöpfungen, sowohl was Form als Inhalt betrifft; aber es scheint, daß sie zwar die unbegrenzte Bewunderung ihres Volkes verdienen, aber nicht wesentlich dazu beitragen, dasselbe zu veredeln, zu bilden.

Hierin ist nun unser Schiller wahrhaft einzig. Er schuf für das deutsche Volk den Idealismus und wirkt durch ihn für alle Zeiten in seinen Dichtungen auf die Veredlung des Gemütes, auf die Pflege der Tugenden, mit einem Worte auf die Vervollkommung des Menschen. Wer Schiller nicht kennt, begreift nicht den Wert der deutschen Sprache. Derjenige aber, der ihn kennt, wird sie für immer in seinem Innern hochhalten. Ihn also möchten wir der deutsch-chilenischen Jugend als geistigen Führer empfehlen.

Wir müssen demnach den kostbarsten Schatz, den wir besitzen,

unſere Mutterſprache, mit ganz beſonderer Sorgfalt hüten. Zur Erhaltung derſelben würde es ſehr zweckmäßig ſein, von der Regierung das Zugeſtändnis zu erwirken, daß die deutſche Sprache in den Schulen der von ihnen bewohnten Diſtrikte als bevorzugter Lehrgegenſtand anerkannt werde. Schreiber dieſer Zeilen war vor Jahren bemüht, für dieſe Begünſtigung des Deutſchtums einzutreten, ohne jedoch dieſelbe zu erreichen.

Eine dauernde geiſtige Verbindung mit dem Mutterlande, das gerade jetzt in allen Zweigen des Wiſſens und der aufbauenden menſchlichen Tätigkeit an der Spitze aller Völker ſteht, iſt ebenfalls unentbehrlich. Endlich iſt der aufblühende deutſche Handel ein Gebiet an dem auch ſie Teil zu nehmen berufen ſind. Dieſe Verbindung mit dem Lande ihrer Väter wird ſie befähigen, ſich ihrer Heimat in hohem Grade nützlich zu machen, unſtreitig mehr, wie wenn ſie ihre gute deutſche Art aufgeben würden. Das angeborene Geſchick im Verein mit dieſer Verbindung ſichern ihm eine hervorragende Stellung auf dem Gebiete der Gewerbe, des Ackerbaues und Handels. Wie wir in unſerem erſten Aufſatze ſahen, befand ſich unter den erſten Eroberern (Conquistatoren) ein deutſcher Müller, ihm nachahmend, müſſen die jetzigen Deutſchen dieſe friedliche Eroberung auf demſelben Gebiete fortſetzen. Die Ausdehnung und Vervollkommung dieſer wichtigſten Zweige des Gemeinweſens durch die Bürger deutſcher Abſtammung werden ſehr weſentlich dazu beitragen, den Wohlſtand und die Blüte der jungen Republik zu fördern. Wir glauben, daß dieſes Element, dem in Zukunft die Bildung des im Lande noch ſchwach vertretenen gediegenen Mittelſtandes zufallen dürfte, vorzugsweiſe dazu berufen iſt, die noch keineswegs genügend geförderte Wohlfahrt des Landes auf ſicherer Grundlage aufzubauen. Auch das deutſche Vaterland wird natürlich nach wie vor bedeutende Vorteile aus der Verbindung mit den entfernten Stammesgenoſſen ziehen.

Auf dieſe Weiſe wird die von Bernhard Philippi, Franz Kindermann, Ferdinand Flindt, Aquinas Ried, Alexander Simon, Wilhelm Frick, Friedrich W. Döll und Karl Anwandter geſäte und mittlerweile fröhlich aufgegangene Saat reichliche Früchte tragen.

Möge die vorſtehende, an die Lebensbeſchreibung des unvergeßlichen Ried anknüpfende Schilderung der Beſtrebungen, Taten und Leiden dieſer edeln, heldenmütigen Männer ihr Andenken im Kreiſe der von ihnen begründeten deutſchen Kolonien Chiles auffriſchen! Mögen dieſe ihrerſeits den Ueberlieferungen derſelben treu bleiben und die von ihnen geſteckten Ziele weiter verfolgen!

Mögen andererſeits unſere freundlichen Leſer in der alten

Heimat, außer diesen für dieselbe kaum minder wichtigen Arbeiten Ried's und seiner Genossen, auch seinem glänzenden, der Verherrlichung des deutschen Vaterlandes gewidmeten Werke, welches vorzugsweise ihnen gilt, die verdiente Beachtung zu schenken!

Während der Drucklegung dieser Schrift erreichte den Herausgeber der Rundschau eine Zuschrift des Herrn Rektor Wilhelm Frick in Valdivia, die wir im Auszug hier zum Abdruck bringen:

„Endlich komme ich dazu, Ihnen die in Aussicht gestellten Notizen über die musikalische Tätigkeit meines sel. Freundes Ried mitzuteilen, die jedoch wie Sie sehen werden, sehr mangelhaft sind. Dieselben habe ich aus 52 Briefen Ried's während unserer zwölfjährigen Korrespondenz (von 1857 bis 1869) entnommen und kann nur wenige Worte hinzufügen.

Von dem, was mir Ried bei seiner Anwesenheit in Valdivia, vor beinahe 50 Jahren, von seinen Kompositionen mitteilte, habe ich durchaus keine Erinnerung mehr, und ebensowenig von dem, was ich nicht viel später in Valparaiso von denselben hörte, so daß sich meine Kenntnisse der Ried'schen Musik auf die wenigen Stücke beschränkt, die in meinen Besitz gekommen, nämlich das Novara-Lied, ein Quartett für Männerstimmen ohne Begleitung, dessen vier, von Ried auch gedichteten Strophen Sie auf der letzten der beikommenden Seiten finden werden; das National-Antem oder nordamerikanische Nationallied: „On high the peerles banner raise“ etc., das mir Ried mit seinem Briefe vom 15. Juni 1865 schickte — den „Coro de campesinos“ aus dem dritten Akt des Telésfora: „Ea, ea, compañeros venid,“ vierstimmig mit Begleitung für Piano arrangiert, wie das vorige auch von Ried selbst geschrieben und mit demselben Briefe geschickt: — und „Das Lied Salomonis“ ein vierstimmiger Männerchor mit Klavierbegleitung. Von diesen vier Stücken ist nur das letztere hier in Valdivia mit unseren damaligen Sängern zur Ausführung gekommen, mit großem Entusiasmus der Singenden und Beifall der Zuhörenden.

Die Ried'sche Komposition des Liedes „Das Volk steht auf“ u. s. w. habe ich nicht erhalten, auch nicht erfahren, welcher Oper er dasselbe einverleibt hat. Ebensowenig habe ich sein „Auswandererlied“ und die in den Briefen vom 15. September 64, und 15 und 31. Dezember 64 erwähnten Kompositionen erhalten. Ganz besonders Unglück hat Ried mit seiner Oper „Il Grenatiere“ gehabt. Die Gelegenheit, mir den Klavierauszug mit einem „zuverläßigen Reisenden“ zu schicken, wovon in seinem Briefe vom 31. Juli 63 die Rede ist, fand sich ein halbes Jahr später, und am 15. Februar 64 schrieb er mir darüber: „Mein Grenadier hat Pech gehabt. Unglücklicherweise gingen zwei Doktoren zu gleicher Zeit von hier ab. Dr. Birt nach England und Henckel nach dem Süden. Mein Diener gab das Packet dem Engländer und nun ist mein Grenadier auf der Reise nach Europa. Der Doktor hat aber unterdessen endeckt, daß er ein Packet bei seinem Gepäck hatte, das nach Valdivia adressiert war, und zeigt mir gestern an, daß er es in Caldera gelassen hat, von wo ich es also nächstens erwarte und Ihnen zuschicken werde.“ Zum letzten Male erwähnt Ried des Grenadiers in dem Briefe vom 15. November 64; es ist also wohl anzunehmen, daß er weder Partitur noch Klavierauszug wieder erhalten hat. -- Von der Oper „Walheide“ weiß ich weiter nichts, als das in Ried's Brief vom 31. Juli 63 Mitgeteilte; ich hatte ihm geschrieben, daß ich von unserem Freunde Maaß gehört hätte, er (R) arbeitete an einer Oper „Walhalla“ — Ried's Oper Telésfora hätte, glaube ich, Ende der vierziger Jahre aufgeführt werden sollen; es kam jedoch nicht dazu, wie in dem Briefe vom 27. August 68 gesagt wird. Don Roberto Solar, der ausgezeichnete, hochgebildete Intendent, den wir in den fünfziger Jahren hatten ließ sich

mal zu mir über diese Oper aus. „Sie können sich wohl vorstellen, mit welchem Eifer und Interesse diese Oper studiert wurde, nicht nur, weil die Handlung aus dem chilenischen Befreiungskriege entnommen, sondern auch, weil sowohl der spanische Text als auch die Musik in Chile entstanden; allein die Sänger konnten nicht singen, sowie sie das Notenblatt aus der Hand ließen". — Ried hat unzweifelhaft Recht, wenn er in seinem Briefe vom 27. August seinen eigenen Mangel an Erfahrung kund gibt. Ich hätte nicht Mut, einen Chor wie den Coro de Campesinos einzupauken, so daß er ohne die Noten gesungen würde: „Das Schwerste in der Musik" soll Haydn einem englischen Lord, der im Konzert mitspielen wollte, gesagt haben, „ist das Takthalten". Das wird Ried beim Einstudieren der Telésfora auch bemerkt haben. Er hatte nur den gedruckten Text der Oper geschickt, der mir abhanden kam, was R. nicht leid tut, wie er im letzten Briefe sagt, weil er ihn gänzlich umgearbeitet hat.

Wie werden Sie meinen unvergeßlichen Freund bedauern, der nach so viel Unglück und verlorener Mühe sterben mußte, als er endlich hoffen durfte, seine „Diana" und „Telésfora" auf die Bühne zu bringen und so kurz vor dem „Großen Kriege!" Wie würden ihn die unvergleichlichen Siege und die Wiedererstehung des Deutschen Reiches begeistert haben! Der Wunsch mit dem er sein „Novara-Lied" beschloß, erfüllte sich nach seinem Tode, obgleich nicht durch Oesterreich. „Sei einig nur Germania, so stehest du auch einzig da, das große Vaterland!" Wohl fühlte ich mit der Witwe meines Freundes die traurige Erinnerung an alle seine vergeblichen Bemühungen, als ich vor 10 Jahren in Santiago erreichte, das mein „Himno a los vencedores de Maipú" im Theater von der compañia Savelli aufgeführt und von mir selbst dirigiert wurde. Die vortreffliche Frau und einer ihrer Söhne befanden sich den Abend im Theater.

Sie werden sich vielleicht wundern, mein lieber Herr Kunz, daß in einer so vieljährigen Korrespondenz zweier Musikfreunde nicht mehr von Musik die Rede gewesen ist, aber es gab ja so viele andere Vorkommnisse, die unser beider Interesse in Anspruch nahmen, und in allem, was Valdivia und seine Einwohner, besonders unsere Landsleute betraf, bekundete Ried stets seinen lebhaftesten Anteil, und half wann und wo er nur konnte. Ich erwähne nur kurz unsere Verhandlungen mit der Regierung in Angelegenheiten der Schule, der Kolonisation, der Pfaffen u. s. w. hauptsächlich aber der Indier und ihres Königs Orelie. Die Valdivianer wissen und ahnen nicht, was sie unserem Ried alles schulden. Ihm galt Valdivia als die schönste Pflanzstätte deutscher Kulturarbeit im Spanischen Amerika; er glaubte, wie kein anderer, an die Zukunft Valdivias, das sich zu einem Zentralpunkte der deutschen Emigration emporschwingen sollte, von welchem aus die Etappen deutscher Kulturarbeit sich allmählich über die übrigen Staaten der Westküste ausbreiten könnten. Der edelsten Entschließungen voll, war Ried durch Wort und Schrift und Tat bis an sein Lebensende, mit liebendem Eifer bemüht, dieses Ideal der Zukunft Valdivias zur Tat zu machen.

Auszug aus einem früheren Schreiben des Herrn Rektor Wilhelm Frick an den Herausgeber der Rundschau.

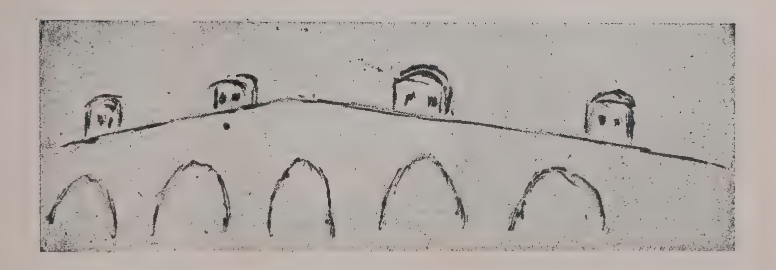
In Ihrem Briefe vom 20. September (1894), dessen Empfang ich Ihnen mittelst Postkarte vom 22. November angezeigt habe, sagen Sie, daß Sie den in Aussicht gestellten Beitrag über Orelie (Orelie I, König von Araukanien) mit Sehnsucht erwarten. Ich weiß nicht recht, wie ich Ihrem Wunsche nachkommen kann ohne einen großen Teil meiner Korrespondenz mit Ried zu kopieren, nämlich das in 10 Briefen von mir (vom 22. Oktober 63 bis 23. Mai 64) auf 67 Quartseiten über die nach und nach erhaltenen Berichte von den Plänen der Indier und Orelie's Gesagte. Die dazu nötigen Bemerkungen, die Antworten von Ried u. s. w. würden außerdem noch einige Bogen ausmachen. Obwohl mir

das Schreiben bei meinem hohen Alter viel Mühe macht, würde ich doch versuchen, die Abschriften anzufertigen oder anfertigen zu lassen, wenn ich sicher sein könnte, daß Sie das Material verwendeten, denn diese Briefe müssen Jedermann überzeugen, daß das Oreliesche Unternehmen jedenfalls zur Ausführung gekommen wäre, wenn Ried dem englischen Minister-Residenten sein Memoire nicht übergeben hätte. Als ich jetzt jene Briefe durchlas, stand mir die Aufregung jener angstvollen Zeit lebhaft vor der Seele!





Das Geburtshaus von Bernardo O'Higgins in Chillán Viejo.



Die alte Mapochobrücke in Santiago.



Salon in Santiago, um 1840.



Die Alameda von Santiago, um 1850.

Aus den Werken

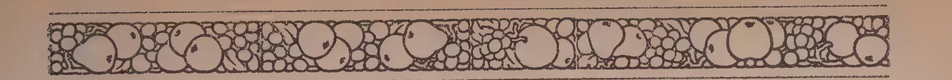
von Dr. Aquinas Ried

I. Streiflichter auf die Verbrecherwelt.

Erlebniſſe auf der Norfolk=Inſel.



Um 1830 kam Dr. Aquinas Ried als engliſcher Militärarzt auf die Norfolk=Inſel bei Neuſeeland. Die Inſel wurde damals von ſchweren Verbrechern bevölkert, die dorthin deportiert worden waren. Ried verweilte ſieben Jahre auf der Inſel und hat ſeine Erlebniſſe auf ihr in nachfolgender Abhandlung wiedergegeben. Vergl. dazu die Lebensbeſchreibung auf S. 4 f.



Die Norfolkinsel ist nur ein winziges Stück Erde, könnte aber diese lieblichste aller Inseln das Tageslicht in die dunkele Seelenwerkstätte ihrer unfreiwilligen Bewohner leuchten lassen, so würde diese Offenbarung weit gräßlicher ausfallen, als die schauerlichsten Träumereien des spitzfindigen Hamlet. Während mehr als dreißig Jahren war die Insel der Kehrrichtwinkel, wohin aus den Gefängnissen der australischen Kolonien alles als unverbesserlich betrachtete Ungeziefer geschafft wurde. Unter diesen tausenden, wie viele mögen den Umständen zum Opfer geworden sein, wie viele dem Verrat, dem augenblicklichen Aufwallen einer Leidenschaft, — wie viel Material ist da nicht zu Grunde gegangen, welches in dem Bau des großen Tempels menschlichen Fortschrittes zu verwerten gewesen wäre, hätten es die Bauleute nicht bequemer gefunden, den Stein ganz zu verwerfen, als ihn kunstgemäß zurecht zu meißeln! Wieviel Honig ist hier zu Galle geworden, wieviel menschlicher Champagner liegt verkorkt und versauert in dieser Flasche, woraus sogar die Hoffnung verdunstet ist!

Die Insel wurde von dem Weltumsegler Cook entdeckt, und dieser hellköpfige Beobachter hat, nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden, eine so genaue Beschreibung derselben hinterlassen, daß man auch jetzt noch wenig dazu hinzufügen kann.

Das Klima ist semitropisch, und wegen der ständigen Passatwinde, und der gelegentlichen Regenschauer äußerst angenehm und gesund. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist der Art, daß sich der üppige Pflanzenwuchs bis an den Meeresstrand erstreckt, und die Wellen sich unter dem Schatten der überhängenden Zweige brechen, und auf der ganzen Insel keine handbreit Erde zu finden ist, worauf nicht etwas Grünes zu sehen wäre. Die merkwürdigste botanische Erscheinung auf unserer Insel ist jedenfalls die nach ihr benannte Tanne, welche sich schlank und symetrisch, bei einem Durchmesser von 18, bis zu einer Höhe von beinahe 200 Fuß erhebt. Nirgends sonst auf der ganzen Erde kommt dieser Pflanzenriese vor, und dessen aus-

ſchließliche Heimat iſt der winzige, nur 35 engliſche Meilen im Umkreis meſſende „Weltteil“ (die ſogenannte Araucania excelsa).

In meinen Schultagen lag die Geologie noch in den Windeln und war beſonders in meinem ſtrengrechtgläubigen Vaterland als ungezogenes, freigeiſteriſches Kind von aller guten Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Eine allgemeine und oberflächliche Bekanntſchaft mit dieſer „wähleriſchen“ Wiſſenſchaft verdanke ich meinen Umgang mit einigen Mitgliedern des königlichen Geniekorps und den Büchern, die mir dieſelben gelegentlich verſchafften. Ohne alſo mit überflüſſigen geologiſchen Vorkenntniſſen ausgerüſtet geweſen zu ſein, ſtand ich oft tagelang auf der Spitze unſeres höchſten Berges, des „Mount Pitt“, in einer Höhe von 1200 Fuß über der Meeresfläche, und betrachtete aus der Vogelſchau das in Sanduhrform zu meinen Füßen liegende Stückchen Erde. Da drängte ſich mir unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß ich auf dem höchſten, letzten Gipfel eines untergegangenen Erdteiles ſtünde, — denn wie wäre es denkbar, daß ein ſo vollkommener, großartiger Baum urſprünglich auf einen ſo unbedeutenden und noch dazu unbewohnten Raum beſchränkt geweſen ſein ſollte? Seine Stammgenoſſen bedecken halbe Weltteile, — und er, unter den Waldeskönigen nicht der letzte, ſollte bloß einem Maulwurfshaufen zur Zierde dienen? Die Zeiträume, die man vorausſetzen müßte, um dergleichen Entwickelungen möglich und begreiflich zu machen ſind freilich nicht mit den, wenn auch noch ſo elaſtiſchen, ägypto-hebräiſchen Schöpfungshiſtorien in Einklang zu bringen. Aber das Alter der Schöpfung läßt ſich eben ſo wenig nach Jahren berechnen, als ſich die Bahnen der Fixſterne mit der Schneiderelle vermeſſen laſſen. Der Glaube mag ſelig machen, aber die Augen muß man mir nicht zukleiſtern wollen.

Von dem angedeuteten Standpunkt aus, welcher mehr oder weniger in der Mitte der Inſel liegt, ziehen ſich wellenförmige Hügel in ſanfter Abdachung und durch wohlbewäſſerte Täler voneinander getrennt ringsherum bis an die See hin. Die unermüdliche Welle hat überall mit ſolchem Erfolg an dem verwitterten Geſtein genagt, daß die Küſte ſchroff und faſt ſenkrecht in bedeutender Höhe aus dem Waſſer hervorragt und das Landen nur an zwei Stellen zu bewerkſtelligen iſt. An der Südſeite der Inſel, in einer Entfernung von einigen hundert Schritten von der Küſte, trotzt ein Korallenriff dem Anprall der Südſee, — und wenn man bedenkt, daß die Norfolkinſel in 28° ſüdl. Breite liegt und daß vom Südpol an, alſo über einer Strecke von 70 Breitengraden, das Meer offen und der Einwirkung der Stürme ausgeſetzt iſt, ſo wird man ſich von dem Schauſpiel einen Begriff machen können, das ſich entwickeln muß, wenn ſich die wütenden Wellenberge gegen das Bauwerk des winzigen Wurmes mit ihrer ganzen Wucht auftürmen. Unter dem Schutze dieſes Riffes hat ſich eine kleine Alluvial-Ebene gebildet, auf welche man die

Hauptgebäude der Niederlaſſung hingebaut hat. Das eine Ende der durch das ungefähr ¾ engliſche Meilen lange Riff eingeſchloſſenen Laguna dient der Niederlaſſung als Boothafen. Lange Zeit konnte ich es mir nicht erklären, warum nur an einer Stelle ein Bruch in der Korallenmauer die Einfahrt frei gelaſſen hatte. Endlich bemerkte ich, daß der größte Bach der Inſel gerade dieſer Stelle gegenüber in die Laguna mündete und las, daß das Koralleninſekt im ſüßen Waſſer nicht leben kann, — und das Rätſel war erklärt.

Außer der Kohlpalme und einer Art Stachelbeere fanden ſich zur Zeit ihrer Entdeckung keine eßbaren Früchte auf unſerer Inſel vor. Durch Cooks Beſchreibung angezogen, fanden ſich bald einige Anſiedler ein, welche tropiſche und europäiſche Fruchtbäume pflanzten, welche mit der Zeit überhand genommen haben, daß jetzt Aepfel, Birnen, Platanus und Feigen, beſonders aber Zitronen- und Orangenbäume unter dem Schatten der himmelanragenden Tanne die ganze Inſel überwuchern und eine reizende Muſterkarte des Pflanzenlebens darbieten, wie man ſie leicht nicht irgendwo finden wird. Der neuſeeländiſche Flachs bedeckt alle Abhänge gegen die See zu; verſchiedene Arten Tabak und die Mandioka wachſen wild, und Farnkräuter in zahlloſen Spielarten bedecken jede Spanne dieſes irdiſchen Paradieſes, — dieſe letzteren beſonders bald in den zarteſten Formen, bald als Bäume von über 60 Fuß Höhe. Sogar die Felſen ſind mit einem üppigen Gewebe von Schlingpflanzen bekleidet, und die Natur ſcheint alle ihre Mittel erſchöpft zu haben, um von dem Garten Adams ein Ideal ſehen zu laſſen. Die manchmal wahrlich fenhaften Effekte übertreffen alles, was ſelbſt die glühendſte orientaliſche Einbildungskraft hervorzurufen im Stande wäre.

Sogar für die proſaiſchen Bedürfniſſe des Lebens iſt reichlich geſorgt. Außer dem Reichtum an Bauholz findet ſich Granit, Sandſtein und Kalk, ſodaß die öffentlichen Gebäude ſich mit den beſten ihrer Art in der alten Welt vergleichen laſſen. Die Wohnung, man könnte faſt ſagen, der Pallaſt des Gouverneurs, zwei große Militärkaſernen, ein Proviantlager für das Kommiſſariat, Hoſpitäler, Werkſtätte für verſchiedene Handwerke, die Kaſerne für 3 000 Sträflinge, alle ſind Gebäude von maſſiver Konſtruktion und praktiſcher Einrichtung. Ein ungeheures Gebäude, welches ein Gefängnis nach dem amerikaniſchen Schweigeſyſtem werden ſollte, wo der Kerkermeiſter wie eine große Spinne in der Mitte ſeines Spinngewebes ſitzt und ſeine ganze Familie von dort aus überſehen kann, iſt nie vollendet worden.

Eigentlich ein Glück, — es wäre doch nur ein grauſamer Unſinn geworden. Etwas über eine Meile von der Hauptniederlaſſung entfernt liegt der Mittelpunkt der landwirtſchaftlichen Verwaltung „Longridge“, und ungefähr acht oder neun Sennhütten in abgelegenen Tälern ſind für die Schaf- und Viehzucht beſtimmt und dienen

zugleich als Invalidenſtationen für Sträflinge von ſchwächlicher Geſundheit und guter Aufführung. 7 bis 8000 Schafe, 2000 Schweine, 1800 Stück Rindvieh, ein paar Dutzend Pferde und zahlloſes Federvieh bildeten durchſchnittlich den uneingepökelten Magenvorrat für Beamte und Garniſon, und die für die Feldarbeit nötigen Kräfte.

Aus dieſer flüchtigen Beſchreibung läßt ſich entnehmen, daß es wenige Winkel auf dem Globus gibt, die ſich hinſichtlich der klimatiſchen Vorteile und der Fruchtbarkeit mit unſerem Eiland meſſen können. Unwillkürlich fragt man nun, wie es wohl der engliſchen Regierung eingefallen ſein mag, dieſen Heſperidengarten als Zuchthölle zu benutzen? Warum hatte ſie den entkaiſerten Banditenhauptmann (Napoleon), da man es ihm einmal, verdienter Weiſe, nicht à la „Palm“, oder à la „Duc D'Enghien“ entgelten laſſen wollte, nicht hierher verſetzt, wo er in ſeinem „otio sine dignitate“ ſeine Münchhauſen-Jeremiaden hätte diktieren können, ohne daß ihm die Longwood-Ratten an der Leber genagt hätten? Wäre das dürre, hartherzige St. Helena als Bußwallfahrtsort für das profanum vulgus der alltäglichen Heiligen nicht geeigneter geweſen?

Nicht jedem iſt es gegeben, die Geheimniſſe der Diplomatie zu ergründen — lohnt ſich auch ſelten der Mühe —, aber in dem vorliegenden Fall hat augenſcheinlich die Bequemlichkeit entſchieden. Es handelte ſich um die ſichere, möglichſt iſolierte Verwahrung des auſtraliſch-engliſchen Verbrecherſchaumes,— ob dies in Mohamets Paradies oder in Dantes Hölle geſchah war Nebenſache, wenn ſich nur dieſer Zweck ohne Mühe und mit wenigen Unkoſten erreichen ließ. Um die Beſſerung oder Erziehung der Sträflinge kümmerte ſich niemand. Das Kind auf den rechten Lebensweg zu leiten iſt ſchon keine leichte Aufgabe, aber dem jahrelang durch alle Labyrinte des Verbrechens Irregegangenen wieder in das Geleiſe des bürgerlichen Stilllebens zurückzuführen iſt das zahmſte Stück Arbeit, das einem Pädagogen zugemutet werden kann. Und doch begnügte man ſich damit, einen Codex zuſammenzuſtümpern, beſtehend aus den Erfahrungsgeſetzen der zahlreichen, mit der Peitſche, der Folter und dem Galgen geſetzgebenden Rabuliſten, welche den auſtraliſchen Kolonien zu ſolcher Schande gereichten,— und die Vollſtreckung dieſes Codex der Willkür des erſten beſten Infanterie-Kapitäne zu überlaſſen, bei dem nur darauf geſehen wurde, daß er das Talent zur Grauſamkeit in hohem Grade beſäße. Auf dem Paradeplatz mag unſer Hauptmann an ſeiner Stelle ſein, aber hier, wo es ſich darum handelt, entmenſchte Scheuſale, die Opfer der wildeſten Leidenſchaften, wieder in die menſchliche Geſtalt umzukneten, möchte die Prügel-Doktrin des Drillmeiſters doch kaum ausreichen. Ich kann hier der Verſuchung nicht widerſtehen, einige Auszüge aus den Polizeigerichtsbüchern beizufügen, welche obiger Behauptung zur Beleuchtung und den Juſtizbefliſſenen Europas zu belehrenden Vor-

bild dienen mögen. Sollte irgend ein juristischer oder martialischer Vorkämpfer des aristokratischen Lastentums mich als Verleumder brandmarken wollen, so appeliere ich — nicht an das Schwert, sondern an die öffentlichen Akten des Gerichtes, aus dessen Protokollen folgende Urteile Wort für Wort abgeschrieben sind:

(Es folgen nun 20 Fälle von Urteilen, mit Angabe der Namen des Angeklagten, des Klägers, der Zeugen, Richter und der Sentenz, die in jedem Fall zwischen 25 und 100 Peitschenhieben sich erstreckte. Kläger und Zeuge waren gewöhnlich eine und dieselbe Person, und die Anklage belief sich auf belanglose Dinge).

Um die vorhergehenden Urteilssprüche gehörig würdigen zu können, müssen wir es nicht außer Augen lassen, daß wir es hier mit Verbrechern zu tun haben, welche die hohen und höchsten Zuchthausschulen zu wiederhalten Malen absolviert haben und daß es unter den besonderen örtlichen Verhältnissen unumgänglich notwendig war, Ordnung und Zucht zu erhalten, selbst auf die Gefahr hin, dann und wann mit mehr Strenge als Gerechtigkeit zu verfahren. Die Bedeutung der Silbe „Hieb" werden wir näher untersuchen, wenn wir aus der Geschichte der Strafkolonien „Macquarric Harbor" einiges mitteilen. Vorläufig sei nur bemerkt, daß die körperliche Züchtigung mit der Peitsche oder „Katze", wie sie der Henkerwitz getauft hat, nicht einmal bei dem Vieh anzuwenden wäre und den Menschen also unter das Vieh herabwürdigt. Aber selbst zugegeben, daß ein so empörendes, ekelerregendes Strafmittel je zur Anwendung kommen sollte, was soll man sagen, wenn man sieht, daß die unbedeutendsten wie die schwereren Vergehen, ohne irgend einen Unterschied, mit demselben „Verbesserungsmittel" heimgesucht werden? Wüßten wir nicht, daß es ihr grausamer Ernst gewesen, so möchte man glauben, die Richter hätten sich erlaubt, mit der Gerechtigkeitspflege ihren Spott zu treiben, indem, wie wir eben gesehen, meistens eine und dieselbe Person den Kläger und einzigen Zeugen in sich vereint. Doch diese kleine juristische Lizenz bei Seite, was soll man dazu sagen, daß die unbedeutensten wie die schwereren Vergehen ohne Unterschied, mit demselben Verbesserungsmittel heimgesucht werden? Wenn solche Vergehen wie „Abwesenheit von der Musterung", „Nachlässigkeit bei der Arbeit", „Der Besitz einiger grüner Tabaksblätter", — wo die Pflanze wild anzutreffen war —, „Das Abnehmen der Fesseln im Bett" oder „der unerlaubte Gebrauch einer Bettdecke" und sonst dergleichen Jämmerlichkeiten mit der ständigen Ration von fünfzig Peitschenhieben heimgesucht werden sollen, wie ist noch eine Steigerung möglich, die mit der Größe des Verbrechens Schritt hielte! Wenn auf der moralischen Barometerskala ein Schwur in England auf 25 Pfund stand, so sank er in Sydney auf zwei und einen halben Schilling und auf der Norfolkinsel weit unter Null, und angesichts dessen entblößten sich die Richter nicht, hundertmal des

Tages den Namen Gottes anrufen zu lassen, um zu entscheiden, welcher von zwei Lügnern der unverschämteste sei.

Als Ankläger werde ich nun meine Zeugen stellen. Es sind keine bestochenen, erkauften Verbrecher der Wahrheit, es sind Diebe, Räuber, Mörder, denen ich ihre Geheimnisse abgelauscht, um dieselben hier als Belege vorzubringen. Man wird es begreiflich finden, daß es schwer hält, den gradierten Sträfling zur Beichte zu bringen. Entweder ist er unwissend und abgehärtet oder halberzogen und argwöhnisch, oder erzogen und Menschenverächter. In keinem der drei Fälle ist er geneigt, auf seine Vergangenheit einzugehen, und unter den Tausenden, die ich gekannt, ist es mir nur mit wenigen gelungen, ihnen ein verläßliches Geständnis abzulocken.

Wir haben oben von der Station „Macquarric Harbor“ gesprochen und wollen ihr jetzt einen Besuch machen und zwar in Gesellschaft eines Wallisers, David Jones, welcher längere Zeit unter mir die Schar hütete, bei verschiedenen Gelegenheiten, und auf seinem Todbette folgende Notizen aus seiner Lebenserfahrung mitteilte:

„Geboren in Liverpool,— wohlhabende Eltern,— der einzige ihnen gebliebene Sohn, daher ein verzogenes Kind. Mit fünf Jahren in die Schule, — welche ich ziemlich regelmäßig besuchte, bis ich die Bekanntschaft einiger älteren Knaben machte, welche mich verführten, die Schule zu schwänzen und die naheliegenden Obstgärten zu plündern. Um diesen gefahrdrohenden Bekanntschaften ein Ende zu machen, schickte man mich in meinem neunten Jahr zu meiner Tante in Cheshire. Aber die gute Tante war mir nicht gewachsen, und ich machte bald eine weit schlimmere Bekanntschaft in der Person eines 16jährigen Jungen namens Jonathan Brown, einem ausgenommenen Taschendieb. Dieser bat mich, ihn auf die Wettrennen zu Cheshire zu begleiten, wo ich zu meinem größten Erstaunen sah, wie er mit scheinbarer Leichtigkeit und vollständigem Erfolg verschiedenen Leuten den Geldbeutel aus der Tasche holte. In meinen Augen wurde er zum Heros, und ich sehnte mich nur, es ihm nachmachen zu können. Im Gedränge zeigte er mir einen ältlichen Pächter, dessen Taschentuch ihm verführerisch aus dem Wams herausschielte. Wir folgten ihm, bis sich mir die Gelegenheit darbot, die Beute zu erhaschen und meinem Spießgesellen auszuhändigen. Der Pächter klagte mich des Diebstahls an, und obwohl man nichts bei mir fand und mein zartes Alter meine Schuld als unwahrscheinlich erscheinen ließ, wurde ich dennoch der Polizei übergeben, acht Tage lang eingesperrt und endlich entlassen, weil man mir nichts beweisen konnte. Obwohl noch ein Kind, fühlte ich dennoch, daß man mich rechtswidrig behandelt hatte, indem durchaus kein anderer Beweis gegen mich vorlag, als der Aussage meines Anklägers.



Die Brücke über den Mapocho



Das Tor von Tango.



Das Gutshaus von Herrn Luco



Der „Pan de Azucar“

Dies erbitterte mich und befestigte noch mehr die Freundschaft zwischen mir und meinem Verführer. Jede Gelegenheit zum Diebstahl wurde benutzt, — eine Sentenz folgte der andern, — bis ich endlich auf ein Jahr ins Zuchthaus kam, während welcher Zeit ich zweimal öffentlich gestäupt werden sollte. Hätte man mich jetzt mit väterlicher Strenge, aber nicht mit Grausamkeit behandelt, so wäre es noch möglich gewesen, mich zu retten. Aber nach so langem Umgang mit Menschen, welche die Bevölkerung der Zuchthäuser ausmachen, kehrte ich als ein verhärteter, mit der Menschheit zerfallener Verbrecher in die Welt zurück. Da ich keine Studien gemacht hatte und also kein „Künstler" war, so dauerte der Jubel nur kurze Zeit. Bei einem versuchten Einbruch in eine Seidenhandlung wurde ich ertappt und zu 7jähriger Verbannung nach Vandiemensland verurteilt. Obwohl der Horizont schon umwölkt gewesen und dieser Blitz mich nicht aus klarem Himmel traf, so weckte mich der Schlag doch wie aus einem Traume auf. Hinter mir lag die Reue und die Möglichkeit der Umkehr auf immer abgeschnitten, — vor mir das Zuchtschiff, diese irdische Hölle, und die Verzweiflung. Meine Eltern und Geschwister, welche während meiner kurzen Laufbahn von meinem Tun und Treiben nur unbestimmte Nachrichten erhalten hatten, kamen jetzt an Bord, um von dem verlorenen Sohne und Bruder ewigen Abschied zu nehmen. Mein Herz war noch weich, und der Eindruck — — aber lassen wir das! — —

Im Anfang des Jahres 1824 kam ich in Vandiemensland an und stieg ans Land wie ein Fremdling aus einem entfernten Planeten, — das Land zwischen der Menschheit und mir war zerrissen. Nach verschiedenen fehlgeschlagenen Fluchtversuchen wurde ich in zweiter Instanz am 24. Dezember, zur Weihnachtsfeier, verurteilt, nach Empfang von ein hundert Geißelhieben auf drei Jahre nach „Macquarie-Harbor" deportiert zu werden. Wie verschiedene andere Buchten in Australien, läuft diese Bay tief in das Land hinein, — ungefähr 37, bei einer Breite von 5 bis 6 Meilen. In der Entfernung von 25 Meilen landeinwärts liegt eine Insel, ungefähr 2 Meilen im Umfang, und noch eine Meile weiter ein Felsen, welcher bei einer Länge von 40 und einer Breite von 8 Ellen ungefähr 50 Fuß senkrecht aus der See aufsteigt. In diesen Felsen wurden einige rohe Stufen gehauen und oben darauf eine Bretterhütte errichtet, welche den Gefangenen als Schlafstelle diente. Im Jahre 1882 waren die ersten 79 Sträflinge hier angekommen, mit einer Wache von 33 Mann, unter Befehl eines Kapitäns Cuthbertson. Dieser hatte sich als einen strengen, unnachgiebigen Mann erwiesen und gleich von Anfang an einen Straftarif verkündigt, von welchem er nie abwich. Zu rauben oder zu stehlen gab es natürlich höchstens nur Kleidungsstücke oder Lebensmittel, — aber jeder derartige Raub oder Diebstahl, sowie das Entlaufen in den Busch oder das Schlagen eines

Auffehers wurden alle mit 100 Geißelhieben und fechsmonatlicher Kettenarbeit heimgefucht. Auf Nebenumftände wurde durchaus keine Rückficht genommen.

Wer ein Werkzeug oder ein Ruder zerbrach, hatte 50 Hiebe und dreimonatliche Kettenarbeit zu erwarten, wobei die Möglichkeit eines Zufalls nicht in dem Tarif ftand. Wenn einem die Kleider geftohlen wurden und man den Dieb nicht ftellen konnte, fo erhielt man 50 Hiebe mit dreimonatlicher Kettenarbeit. Wenn ertappt, erhielt der Dieb diefelbe Strafe. Untätigkeit bei der Arbeit und Beleidigung eines Auffehers, — für jedes der beiden Vergehen 25 Hiebe, und da diefe zwei Anklagen immer zu gleicher Zeit vorgebracht wurden, fo kam kein Sträfling, der einmal vor Gericht geftellt worden, unter 50 Geißelhieben davon. Die Peitfche oder „neunfchwänzige Katze", welche dort in Gebrauch war, hatte man eigens für diefe Station bereiten laffen. Die gewöhnliche Geißel beftand aus neun möglichft ftraffgedrehten, federfpuhldicken Schnüren von 18 Zoll Länge, jede mit drei eingefchürzten Knoten. In Macquarric-Harbor waren fie vier Fuß lang, jede mit fieben Knoten und gewichft. Diefe neun Schnüre find an einem ebenfo langen Stiel, von dem härteften und fchwerften Holz, befeftigt. Drei neun Fuß lange Stangen, oben durch einen eifternen Ring miteinander verbunden, werden in der Form eines Dreiecks aufgerichtet, und an zwei derfelben, vier Fuß von der Erde, ein fchmales Brett befeftigt, worauf die Bruft des Schlachtopfers zu liegen kommt. Die Arme und Beine werden ihm nun in Form eines griechifchen Kreuzes ausgefpannt und unten und oben an die Stangen feftgebunden.

Der Oberkerkermeifter verlieft nun das Urteil, worin nicht nur die Zahl der Hiebe, fondern auch das Tempo angegeben wird, welches bei derer Erteilung eingehalten werden foll. Bei gewöhnlichem Tempo wurden vier, bei langfamem ein Hieb in der Minute gegeben, — beides nach der Uhr. Ehe die Geißelung ihren Anfang nimmt, unterfucht der Arzt den Delinquenten, und wenn irgend ein Krankheitsgrund vorliegt, wird derfelbe wieder losgebunden. Nach je 25 Hieben muß der Arzt diefelbe Unterfuchung wieder vornehmen, obwohl es in feiner Macht fteht, jeden Augenblick einzufchreiten und mit der Geißelung inne halten zu laffen. Kann oder will der Doktor nicht eingreifen, fo gibt der Kerkermeifter dem Geißler den Befehl, diefer mißt feine Entfernung, fchwingt die Geißel dreimal um feinen Kopf und läßt fie mit ihrer ganzen Wucht dem Verurteilten auf die Schultern fallen. Nach zehn oder zwölf Hieben ift der ganze Rücken ein Stück rohes Fleifch, nach fünfundzwanzig fieht man die Knochen durch das geronnene Blut. Damit der Schwanz ja nichts an Schärfe verliere, wird der Geißler nach je 25 Hieben abgelöft und eine frifche „Katze" zur Hand genommen. Nach 50 bis 60 Hieben fühlt man wohl keine Schmerzen, weil die zerfleifchten Teile

keines Gefühles mehr fähig ſind, — aber die allgemeine Beklemmung, der brennende Durſt, das erdrückende Angſtgefühl ſind der Art, daß ich ſie nicht beſchreiben kann. Alle diejenigen, welche dieſe Strafe, zu wiederholten Malen erlitten haben, ſind geiſtig und körperlich zu Grunde gerichtet und jeder Anſtrengung unfähig.

In Macquaric-Harbor ſtand das „Dreieck“ oder die Staubſäule mitten auf einer 100 Ellen langen Landungsbrücke. Während der Vollſtreckung eines Urteils ſpazierten der Kommandant und der Doktor auf der Brücke hin und her, und jedes Mal, wenn ſie umkehrten, fiel ein Hieb, ſo daß deren hundert einen Zeitraum von beinahe anderthalb Stunden in Anſpruch nahmen. Der wunde Rücken wurde nun mit etwas Werg und Schweinefett verbunden und der Sträfling wurde am nächſten Morgen zu der gewöhnlichen Tagesarbeit geſchickt. Unter ſolchen Umſtänden war es ſehr natürlich, daß er ſeine Arbeit „vernachläſſigen“ würde. Dieſe „Nachläſſigkeit“ brachte den Unglücklichen ebenſo natürlich ſtets wieder vor das Gericht, welches ebenſo unfehlbar dieſelbe Strafe verhängte, bis endlich der Tod ſich erlöſend in das Mittel ſchlug. Den Aerzten gereicht es zur Ehre, daß ſie in den meiſten Fällen ihr Möglichſtes taten, um die ihnen untergebenen Gefangenen zu ſchützen, — doch gab es hier auch Ausnahmen. Man erzählte mir, daß kurz vor unſerer Ankunft ein Sträfling namens Halliday ſich bei dem Doktor als krank gemeldet hatte. Der Arzt behauptete, es fehle ihm nichts, und er wurde wegen des verſuchten Betrugs zu 50 Geißelhieben verurteilt. Auf ſeinen Knien beſchwor er den Kommandanten, ihn nicht zu beſtrafen, indem er wirklich ſehr unwohl ſei. Es half nichts. Er wurde feſtgebunden, und die Geißelung ging unter dem herzzereißenden Geheul des Mannes vor ſich. Jedesmal, wenn der Kommandant und der Doktor in ſeiner Nähe vorbeigingen, flehte er ſie um Gnade an. Nach dem 30ten Hiebe ſchwieg er ſtill, und der Kerkermeiſter wagte die Meinung auszuſprechen, er möchte in Ohnmacht gefallen ſein. Der Doktor trat nun hinzu und fand einen Leichnam. Die Sträflinge, welche bei dieſer Gelegenheit zugegen waren, behaupteten, man hätte den Verſtorbenen verſchiedene Hiebe gegeben, nachdem er ſchon tot war. Da jedoch niemand den Kommandanten zur Rechenſchaft ziehen konnte, ſo wurde keine Unterſuchung vorgenommen. Es wäre auch überflüſſig geweſen. Ein unglückliches Weſen mehr oder weniger kam nicht in Anſchlag, — mit ein Paar Schaufeln voll Erde war alles abgetan.

Weihnachten war für mich ein Unglückstag. Am 27. Dezember 1824 wurde ich verurteilt, nach Empfang von 100 Geißelhieben mit 14 andern auf 3 Jahre nach Macquarric-Harbor depotiert zu werden. Auf der Inſel fanden wir etliche 60 ausgehungerte Jammergeſtalten, die uns vorkamen, als hätte man ſie aus der Unterwelt heraufbeſchworen, und ſieben weibliche Sträflinge. Wir ſchliefen auf dem

Felsen „Gibraltar“ in unseren Kleidern, je drei unter einer Bettdecke. Das Kochgeschirr für die achtzig Mann bestand aus zwei eisernen Kesseln von zehn Gallonen Inhalt und drei Bratpfannen. Da das Faustrecht über deren Besitz entschied, so aßen die meisten ihre Ration Salzfleisch roh und machten aus dem Mehl einen Teig, anstatt des Brotes. Bei Tagesanbruch mußten wir in die Böte und mußten den ganzen Tag Holz fällen, Kalk brennen oder Steine klopfen. Wegen der schroffen Küste und der beständigen Brandung mußten wir, wenn nicht schwimmen, doch immer ans Land waten, so daß unsere Kleider den ganzen Tag naß blieben, was in den kalten Wintertagen schon an und für sich eine kleine Strafe ausmachte. Am meisten zu bedauern waren die weiblichen Sträflinge. So lange sie sich nichts zu Schulden kommen ließen, wurden sie als Krankenwärterinnen und Wäscherinnen beschäftigt. Bei dem geringsten Vergehen aber schickte man sie mit uns in die Böte, um den Tag über an den Bergabhängen Gras zu schneiden. Da sie, ebenso wie wir, ans Land waten oder schwimmen mußten, war ihr Zustand bei der Arbeit ein jämmerlicher, und mit Tränen in den Augen baten sie uns, sie ans Land zu tragen. Aber wir waren schon keine Menschen mehr, sondern wilde Tiere. Sie flehten stets vergebens. Es war uns eine Genugtuung, zu sehen, daß es Wesen gab, welche noch unglücklicher waren als wir. Uebermäßige Anstrengung bei unzulänglicher Nahrung, ohne erfrischenden Schlaf, hatten uns so heruntergebracht, daß wir gegen alles gleichgültig geworden.

Unter diesen Verhältnissen war es kein Wunder, daß man zu den verzweifeltesten Mitteln seine Zuflucht nahm, um aus dieser Hölle zu entkommen. Viele Fluchtversuche wurden gemacht, nahmen aber alle einen unglücklichen Ausgang. Manche wurden von den verfolgenden Soldaten erschossen, manche verschwanden samt ihren Verfolgern spurlos in den undurchdringlichen Wäldern. Ich selbst machte verschiedene dieser Unternehmungen mit, wurde aber jedesmal gefangen und mit der tarifgemäßen Strafe abgefertigt. Zwei berüchtigte Mörder, Pearce und Greenaway, zettelten endlich eine Verschwörung in größerem Maßstabe an. Eines Morgens früh an die Arbeit fahrend, überrumpelten und entwaffneten sie mit zwölf anderen die drei Mann starke Bootwache, setzten ihre Fahrt landeinwärts bis an das Ende der Bai fort, nahmen von allen in der dort gelegenen Arbeiterhütte vorgefundenen Lebensmitteln Besitz, ließen die drei, an Hand und Fuß festgebundenen Soldaten in der Hütte zurück und wanderten dann aufs Geradewohl in den Wald hinein. In wenigen Tagen hatten sie ihre Vorräte verzehrt. Hunger und Durst stellten sich ein, denn in jenen unwirtbaren Gegenden können weder Menschen noch Tiere bestehen, und trinkbares Wasser findet man nur an sehr wenigen Stellen. Es überzeugten sich demnach alle im Stillen, daß einer von der Bande geopfert werden mußte, um den anderen

das Leben, wenn auch auf kurze Zeit, zu fristen. Anstatt aber, wie in ähnlichen Fällen, wovon man in Büchern liest, das Loos entscheiden zu lassen, verständigten sich die drei stärksten der Bande, bezeichneten als Opfer einen, der in Hobartown Henkersdienste verrichtet hatte, sowie auch denjenigen, welcher ihn ermorden sollte. Mit der größten Bereitwilligkeit schlug dieser jenem von hinten den Schädel ein, schnitt ihm dann die Halsadern ab, fing das Blut in einem Kürbis auf und trank es gierig, bis auf den letzten Tropfen. Der Körper wurde nun in Stücke zerschnitten, wovon jeder seinen Anteil erhielt, um damit nach Belieben seinen Hunger zu stillen. Der Mörder machte auf das Herz, als sein besonderes Vorrecht, Anspruch. Da aber ein anderer dieses bestritt, wurde der Streit durch einen regelrechten Faustkampf und zwar zu Gunsten des Mörders entschieden. Dieser Vorgang machte auf zwei Irländer einen so gewaltigen Eindruck, daß sie noch in derselben Nacht sich verstohlener Weise von der Bande trennten, — besonders da ihnen früher oder später dasselbe Schicksal bevorstand. Nach vieltätigen Umherirren erreichten sie endlich die Niederlassung, wohin noch jeder von ihnen 4 Pfund des fürchterlichen Fleisches mitbrachte. Sie wurden in das Hospital gebracht, wo sie ein vollständiges Geständnis des ganzen Vorfalles ablegten, welches an die Regierung in Hobartown befördert wurde. Bald darauf verfielen beide in einen fieberhaften Zustand, keine Speise wollte ihnen auf dem Magen liegen bleiben, und beide starben trotz aller ärztlichen Bemühungen. Die übrigen Mitglieder der Bande setzten ihre ziellose Wanderung fort; die Stärkeren entschlossen sich, auf Unkosten der Schwächeren das Leben zu erhalten; diese waren durch die Furcht überwältigt, hilflos und allen Widerstandes unfähig. Alle drei, vier Tage stellte sich dasselbe Bedürfnis ein und wurde auf dieselbe Weise befriedigt, denn das dürre Gestrüpp und der sandige Boden wollten immer noch kein Ende nehmen. So lange ihrer mehrere am Leben waren, wagten sie noch täglich einige Stunden zu schlafen. Als aber zuletzt nur die Rädelsführer, Pearce und Greenaway, am Leben geblieben, da hob für diese beiden die Prüfungsstunde an. Ihre gegenseitigen Gedanken brauchten sie nicht zu erraten, die Frage war nur, wer dem andern den Vorsprung abgewinnen würde. Mit glühenden Augen, jeden Sinn auf das äußerste gespannt, gingen sie drei Tage und Nächte lang nebeneinander her. Endlich übermannte den Greenaway der Schlaf. Noch im Gehen schloß er die Augen, — in demselben Augenblick aber fuhr ihm wie ein Blitz die Axt seines Freundes durch den Schädel. Nachdem er seinen Heißhunger befriedigt, wanderte er etwas weiter, um an einer Quelle seinen Durst zu stillen und sah plötzlich vor sich eine weite Ebene, mit wenigen Hütten und einer Herde Schafe! Sieben Wochen waren seit seiner Flucht von Macquarric-Harbor verstrichen, und während dieser Zeit hatte er elf seiner Kameraden ermordet und

mitverzehrt. Nach verschiedenen Abenteuern wurde er wieder gefangen und nach Macquarric-Harbor zurückgebracht. Aus Mangel an gerichtlichen Beweisen konnte man ihn dort wegen der begangenen Mordtaten nichts anhaben, — er kam also mit der tarifgemäßen Geißelung wegen des versuchten Entspringens davon.

Hier muß ich meiner Erzählung etwas vorgreifen, um auf einmal mit diesem Untier zu Ende zu kommen. Bald nach seiner Rückkehr verlockte er einen jungen Burschen, Cox, mit ihm zu entlaufen. Obwohl sie hinlängliche Lebensmittel mitgenommen hatten, ermordete er denselben doch schon am zweiten Tage nach ihrer Flucht und fing an, ihn aufzuessen. Das geschah in solcher Nähe der Niederlassung, daß er schon am Tage nach dem Begehen des Mordes entdeckt und gefangen wurde. Den Mord gestand er ein, zeigte aber erst nach vielen Drohungen die Stelle, wo er die Ueberreste des Ermordeten verwahrt hatte. An dem Feuer fand man einen Kessel mit einem Stücke Schweinefleisch und einem Stücke vom Schenkel des Ermordeten. Auf die Frage, warum er den Menschen getötet hätte, da er doch noch keinen Mangel gelitten, antwortete er: Die Lebensmittel hätten sich aufbewahren lassen, Cox aber würde je länger desto magerer und ungenießbarer geworden sein. Uebrigens, wer einmal Menschenfleisch genossen, würde es stets jedem anderen vorziehen. Er könne nur nicht begreifen, warum er so lange an jener Stelle geblieben, es müßte denn sein, daß ihn ein Gespenst an den Fleck gebannt hätte, was ihm doch sonst nie widerfahren, so viele er auch ermordet und aufgegessen hätte.

Ueber das Schicksal eines solchen Scheusales kann keine Frage sein. Er wurde am folgenden Tage erhängt, und sein Skelett in das chirurgische Museum nach London geschickt. Von Mittelgröße und dunkler Gesichtsfarbe, gaben ihm seine untersetzte Figur und schweren Brauen das Ansehen eines gewöhnlichen Bauernknechtes. Von seiner Religion war uns nichts bekannt, da wir in dieser Hinsicht alle gleich behandelt wurden. Jeden Sonntag wurden Soldaten und Sträflinge in den Sägegruben versammelt, wo uns der Kommandant den anglikanischen Gottesdienst vorlas. Weiter gab es für uns keinen Unterricht. Wenn einer am Sterben war, da gab es niemand, der ihm etwas vorgelesen, oder der mit ihm gesprochen hätte. Die Toten wurden ohne irgend welche Umstände einige Zoll tief unter die Erde gebracht.

Aller Umgang mit den weiblichen Sträflingen war sowohl den Soldaten als natürlich den Sträflingen streng verboten. Am Neujahrstag 1824 zeigte der Kerkermeister dem Kommandanten an, daß verschiedene Soldaten in der Nähe der Stuben unter verdächtigen Umständen gesehen worden waren, wo sich die Krankenwärterinnen aufhielten. Ohne weitere Nachfrage ließ er ein Boot bemannen,

mit Proviant für fünf Weiber auf eine Woche versehen, wozu noch ferner fünf Bettdecken, einige Säcke und Schaufeln, ein Beil, ein Kessel, und ein Soldatengewehr nebst sechs Patronen mitgenommen wurden. Die fünf Weiber wurden an die Einfahrt der Bay, 25 Meilen von der Niederlassung, gebracht und dort ausgeschifft, mit dem Bedeuten, binnen der Woche eine Bootsladung Austernschalen zu sammeln oder sich darauf gefaßt zu machen, noch acht Tage daselbst zubringen zu müssen. Das Gewehr hatte man ihnen mitgegeben, damit sie sich nötigenfalls gegen die Wilden verteidigen konnten, welche häufig in der dortigen Gegend umherstreiften. Glücklicherweise gelang es ihnen, die Schalen zu sammeln, so daß sie unversehrt zurückgebracht wurden. Hätte man aber nicht die Soldaten an ihrer Stelle strafen sollen?

Diese Mißhandlung der armen Weiber war eine der letzten Taten des Kommandanten Cuthbertson, der bald darnach auf einer Bootexpedition durch seinen Eigensinn das Leben verlor. In der Niederlassung kam nun die Frage an die Tagesordnung, wer unterdessen das Kommando führen sollte, bis ein Stellvertreter von Hobartown ankäme, welches einige Wachen erfordern mußte, da die Verbindung mit dem Hauptquartier schwierig und unregelmäßig war. Der Kommissar und der Doktor, die zwei Offiziere höchsten Ranges, hatten darüber einen hitzigen Wortwechsel, welchem aber der Feldwebel der Wache dadurch ein Ende machte, daß er seine Soldaten unters Gewehr rief, und den beiden „Herren“ melden ließ, er sei kommandierender Offizier, und sie möchten sich gefälligst nur der eine um seinen Proviant, der andere um seine Kranken bekümmern. Einen Sträfling, der seine Gewalt nicht als gesetzmäßig anerkennen wollte, verurteilte er augenblicklich zu einhundert Geißelhieben, — verzieh ihm fünfundsiebzig davon und hoffte, daß man in Zukunft darüber nicht im Zweifel sein würde, was das Wort „Kriegsgesetz“ zu bedeuten habe. Er hielt strenge Hauszucht, war aber nicht grausam, und alles ging ruhig von statten bis zum Weihnachtstag. Dem Herkommen nach sollten wir an jenem Tage eine doppelte Ration von Fleisch und Mehl erhalten. Unser Kommandant geriet hierüber in Verlegenheit. Er gab zu, daß es der herkömmliche Gebrauch sei, er könne aber in der Ordnung keine Berechtigung zu einer derartigen Ausgabe finden, und sollte dieselbe später im Hauptquartier nicht genehmigt werden, so würde sein Sold von Jahren darauf gehen, eine solche Schuld abzutragen. Als endlich der neue Kommandant Wright, Leutnant vom 3. Regiment, ankam, wurde der Feldwebel seines energischen Vorgehens halber höchlich belobt und reichlich belohnt.

Der neue Kommandant besaß alle Untugenden seines Vorgängers in erhöhtem Maßstabe und ließ uns über seine Absichten nicht lange im Zweifel. Uebermenschliche Arbeiten wurden uns auf-

erlegt, der alte Strafentarif, welchen der Feldwebel während seines kurzen Regiments bedeutend gemildert hatte, wurde wieder mit unerbittlicher Strenge zur Geltung gebracht, — wir verzweifelten, und der Kommandant ging auf die Jagd. Eines Morgens bemerkte man ein Signalfeuer auf einem acht Meilen seewärts von der Niederlassung entfernten Wachtposten. Da man nicht wissen konnte, was dieses bedeute, wurde ein Boot hingeschickt, welches im Laufe des Nachmittags die Nachricht zurückbrachte, daß eine Bande Buschräuber, in Verbindung mit den dort arbeitenden Sträflingen die Wache übermannt und sich mit deren Waffen, Proviant und dem großen Wachtboot davongemacht hätten. Jedermann sah ein, daß keine Zeit zu verlieren sei, wenn man die Entsprungenen noch einholen wollte. Aber der Kommandant war abwesend, und selbst der gestrenge, sonst keineswegs zaghafte Feldwebel wagte es nicht, die Verantwortlichkeit eines Befehls auf sich zu nehmen. Die Folge der Verehrung dieses militärischen Zopfes war ein sehr bedeutender Verlust an Menschenleben und Eigentum. Die Flüchtlinge trennten sich und bildeten verschiedene Räuberbanden, welche jahrelang über die ganze Kolonie den Schrecken ihres Namens verbreiteten. Ohne den ungeheuren Schaden zu berechnen, den sie auf ihren Raubzügen anstifteten, mußte man zuletzt förmlich gegen sie zu Felde ziehen, so daß sich die Unkosten ihrer Gefangennehmung und endlichen Ausrottung auf über dreißigtausend Pfund Sterling beliefen.

Des endlosen Elendes und des Lebens müde, faßten unser sechs endlich den Entschluß, noch einmal die Flucht zu versuchen und uns auf keinen Fall lebendig fangen zu lassen. Für das Unternehmen war die frühe Morgenstunde die günstigste; wir gewannen dadurch einen Vorsprung von nahe an vierundzwanzig Stunden, ehe man uns verfolgen konnte. Wir paßten unsere Gelegenheit ab. Der Aufseher, der uns begleitete, hatte von unserem Vorhaben keine Ahnung, wir stellten es ihm aber anheim, ob er uns begleiten wollte oder nicht. Da er aber Miene machte die Wache herbeizurufen, wurde er augenblicklich niedergemacht. Wir eilten an den Landungsplatz, erbeuteten die Ruder der Boote, brachten die Segel und Wasserfässer in dieselben und stießen ab. Ehe man uns bemerkte, waren wir schußfrei und ruderten landeinwärts, bis wir uns hinter dem Buschwerk verstecken konnten. Lange und bittere Erfahrung hatte uns belehrt, daß die Flucht über Land zu unternehmen nur den Hungertod oder noch schlimmeres zur Folge haben könnte. Wir beschlossen daher, den Tag über in unserem Versteck auszuruhen und während der Nacht an der Niederlassung vorbei in die See hinauszurudern, um auf diesem Wege einen bewohnten Teil der Küste zu erreichen. Die Nacht war regnerisch, stürmisch und dunkel; der Wind begünstigte uns, und unser Unternehmen gelangt vollständig. Wir hatten aber nur ein größeres Gefängnis gegen ein kleineres eingetauscht. Mit dem



Sonnenaufgang am Cachapoal



Durch den Cachapoalfluß



Los Rulos bei San Fernando.



Ansicht von Talca 1847.

besten Willen war es uns unmöglich, Beschäftigung zu finden, — überall sah man uns mit verdächtigen Augen an, sodaß uns keine Wahl blieb — wir wurden notgedrungen auf den Raub angewiesen. Nach einigen Monaten rastlosen Herumtreibens wurde ich gefangen, vor Gericht gebracht und auf vierzehn Jahre nach der Norfolkinsel verurteilt."

Hier breche ich die Erzählung unseres Wallisers ab. Was er von seinen späteren Schicksalen mitteilt, hat kein besonderes Interesse, und was er über die Insel erzählt, werden wir besser von anderen hören. Ueberhaupt ist David etwas zurückhaltend, wo es sich um seine Persönlichkeit handelt und wird nur etwas gesprächiger, wenn er als einfacher Erzähler auftritt. Er war sehr passiver Natur, und weder seine innere Entwicklung noch seine äußeren Erlebnisse werden ihn berechtigt haben, unter unsern Schattenrissen zu stehen, wenn sich seine Macquarric-Harbor Chronik vor vielen anderen durch die Ruhe der Anschauung und Unparteilichkeit nicht ausgezeichnet hätte. Alle bestätigen das von ihm erzählte hinsichtlich der dort verübten unmenschlichen Grausamkeiten, manche gehen noch viel weiter. Aus dem Zeugnis aller aber erhellt, daß wenn die eiserne Handhabung Draconischer Gesetze das Mittel wäre, um den abgehärteten Sünder in einen brauchbaren Weltbürger umzuwandeln, aus den Sträflingen lauter Heilige hätten werden müssen. Anstatt dessen haben wir eben gesehen, daß sie dort alle Abstufungen der Entartung durchmachten, bis sie schließlich als Kannibalen das von plus ultra der Entmenschung erreichten. Faßt man die in den vorhergehenden tatsächlichen Darstellungen gemachter Enthüllungen in ein Bild zusammen, so muß man glauben, daß die ganze Anstalt darauf berechnet war, als Hochschule des Verbrechens zu der Ausbildung von Ungeheuern zu dienen. Anstatt mit fester, aber väterlicher Hand jene ausgearteten Stiefkinder der Gesellschaft zu bändigen und zu bessern, stellte sich ihnen der Vertreter des Gesetzes feindlich gegenüber und schlug mit der Herkuleskeule der Gewalt blindlings auf die Unglücklichen los, unbekümmert darum, ob er ihnen den Schädel spaltete, wenn er ihnen nur die Mücke von der Nase verscheuchte.

Daß man ein Dutzend Weiber, wenn auch die verworfensten ihres Geschlechtes, so ganz rücksichtslos in jene männliche Mördergrube verstoßen konnte, war nur in dem Lande der Widersprüche, den australischen Kolonien möglich. Daß man sie aber wegen eines Disziplin-Vergehens, woran sie nur passiven Anteil genommen, mit der dürftigsten, kaum lebensfristenden Ausrüstung an eine unwirtbare Wüste verwies und sie spottweise mit einer königlichen Schießwaffe, mit Pulver und Blei bewaffnete, womit sie sich gegen die herumirrenden Wilden verteidigen sollten, hätte man nicht einmal dort zu erleben erwarten sollen. Unser Chronograph stellt die naive Frage,

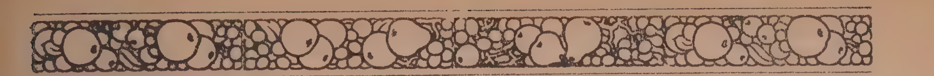
„ob man nicht die Soldaten anſtatt der Weiber auf die Auſterſchalen= jagd hätte ſchicken müſſen?“ Nein, David, nicht einmal die Solda= ten! Der Minotaurus, der den heroiſchen Befehl gegeben, hätte hin= geſollt und zwar ohne Bettdecke und ohne Schießgewehr, damit nicht nur umherirrende Wilde, ſondern auch ausgehungerte Hunde Gele= genheit gehabt hätten, ihn ohne ihrſeitige Gefahr zu verzehren. Was uns David mit geziemender Vorſicht über den zu Tode und nach dem Tode Gegeißelten erzählt, können wir als Tatſache annehmen. Eigentlich hat es aber auch nichts auf ſich, ſollte es nicht einmal buchſtäblich wahr ſein. Denn hat man einmal den Barbarismus ſoweit getrieben, wie es in Marequaric=Harbor geſchehen, ſo kommt es auf ein Mehr oder Weniger durchaus nicht an.

Unſer Thema iſt ein düſteres und läßt nicht viel Abwechſlung in ſeiner Behandlung zu.



II. Wüſten und Oaſen

Wir bringen einige, uns von Herrn Arnold Ried zur Verfügung geſtellte Bruchſtücke aus einem unvollendeten Buch Dr. Aquinas Ried's, das den Titel „Wüſten und Oaſen“ trägt. Leider ſcheint ſelbſt das unvollendete Manuſkript nicht mehr vollſtändig erhalten zu ſein, ſo daß wir uns mit dieſen Proben begnügen müſſen. Ried's klarer und feiner Stil tritt in dieſen Bruchſtücken beſonders gut hervor. Die Ueberſchriften ſtammen von uns.



Chile 1861.

Robinſon Crusoe und ähnliche gewiſſenhafte geographiſche Werke laſſen auf des Schulknaben Gedächtnis den Eindruck zurück, daß der Heſperiden Garten in Südamerika liege und daß beſonders Chile der Neuen Welt Paradies ſei, wo dem glücklichen, auf Orangenblüten ruhenden Lazzarone die reifen Trauben in den Schlunp hineinwachſen. In der Wirklichkeit aber iſt Chile, vom ſüdlichen Ende der Wüſte Atacama, bis an die Grenze des Araucanergebietes, ein Weizen und Wein bauendes, alltäglich proſaiſches Land, wo Gottes Ebenbild auf gemütlichem Pferdlein über den im ganzen dürren Boden dahinklappert und wo nichts Auffallendes unſere Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch nimmt. Weiter nach Süden hingegen, zwiſchen dem Fluſſe Bio-Bio und Patagonien, liegen wenig bekannte Provinzen, großartige Urwälder, zweifelhafte Seen, wohnen kriegeriſche oder räuberiſche Stämme, welche ſich einer angeblichen Unabhängigkeit erfreuen, deren geſchichtliche Vergangenheit romantiſch und deren Zukunft problematiſch iſt, — Umſtände, welche des gleichgeſinnten Reiſenden Neugierde anregen müßten, beſonders wenn man bedenkt, daß nur wenige Europäer dieſe Gegenden zu beſuchen Gelegenheit gehabt haben, und daß ſie ſelbſt den meiſten Chilenen eine „terra incognita“ ſind.

Die erſte Anregung zur eigentlichen deutſchen Koloniſation floß keineswegs aus der edlen Quelle der Aufopferung für das allgemeine Menſchenwohl oder zur Beförderung der Kultur, ſondern aus dem nicht immer lautern Born kaufmänniſcher Spekulation. Nach dem Vorbilde auſtraliſcher Länder- und Seelenmakler kauften ſich einige in Valparaiso anſäßige Kaufleute ein Stück Land in der Provinz Valdivia, verſchrieben ſich durch einen Agenten im Württembergiſchen eine Ladung Auswanderer. Sie kamen, 35—50 Köpfe ſtark, in der Bark „Catalina“ Ende 1846 an und wurden, nicht ohne einige bittere Erfahrungen gemacht zu haben, auf dem Landgut

„San Tomas“, am ſüdlichen Ufer des Trumao, untergebracht. Dieſes erſte Senfkörnlein der deutſchen Zukunft in Chile war ein aus ſehr widerſtrebenden Elementen zuſammengeſetztes Konglomerat. Die Leute ſtammten größtenteils aus der Nachbarſchaft Rothenburgs in Heſſen. Man hatte ſie unter unerfüllbaren Bedingungen kontrahiert; zu ihrer Aufnahme waren keine oder höchſt ungenügende Vorkehrungen getroffen worden, und — zur Fülle des Unglücks — kam das Handlungshaus, welches beim Unternehmen hauptſächlich beteiligt war, um dieſelbe Zeit in Verlegenheiten, welche mit dem Bankrott endigten. Dies war kein erfreulicher Frühling für die junge Kolonie. Allgemeine Unzufriedenheit, Streit und Auflöſung des ganzen Unternehmens, beſchleunigt noch durch die Unentſchloſſenheit und den Mangel an Tatkraft derjenigen, welche ſich ſpäter der Sache annahmen, — das war das Ergebnis des erſten Koloniſationsverſuches in Chile.

Damals, in dem Jahre 1846, war der Süden des Landes noch viel weniger bekannt als jetzt (1862), und weder in Santiago noch Valparaiso konnte man über die inneren Zuſtände der zu koloniſierenden Provinzen etwas Zuverläſſiges erfahren. Unter den Einwohnern Chiloés und der Provinz Valdivia ging die Sage, daß von verſchiedenen Schiffen, welche im Anfag des 18. Jahrhunderts von Spanien nach Chile mit Auswanderern ausgeſegelt waren, eines, „Ceſar“ genannt, zwiſchen Chiloé und dem Kontinent geſtrandet ſei, daß die Mannſchaft ſich gerettet und in dem Inneren niedergelaſſen habe. Man hatte die Stadt, welche ſie gegründet hatten, zwar nicht geſehen, aber man behauptete, öfters entfernte Kanonenſchüſſe gehört zu haben, welche mit Sicherheit auf das Vorhandenſein einer europäiſchen Bevölkerung ſchließen ließen.

Außer der Berichtigung dieſes Märchens, lag die Erörterung der wichtigen Frage einer direkten Waſſerverbindung des Stillen und Atlantiſchen Ozeans vor, welche zu enſcheiden keiner Regierung gleichgültig ſein konnte. Der Vulkan von Osorno, alias Calbuco*), aus der Ferne geſehen, ſcheint aus der Reihe der Cordillere herauszutreten und ſteht ganz vereinzelt da. Nähert man ſich demſelben von Weſten, ſo ſtößt man auf einen bedeutenden See, welcher ſich von Norden nach Süden in einer Länge von etlichen Leguas längs dem Fuße des Gebirges erſtreckt, und von deſſen weſtlichem Ufer aus der Calbuco das Anſehen einer Inſel hat. Dieſer See Llanquihue, welcher jetzt den Mittelpunkt einer der neueren Anſiedlungen bildet, war damals nur dem Namen nach bekannt, und ſo unwiſſend war man über die Topographie der ganzen Gegend, daß man allgemein an den Zuſammenhang desſelben mit dem auf der

*) Anm. Osorno und Calbuco ſind zwei verſchiedene Vulkane; ſie werden in der Literatur aus jener Zeit oft miteinander verwechſelt.—D. H.

östlichen Seite der Kordilleren gelegenen Nahuelhuapi glaubte. Von Valdivia aus ging nun, um die angeführte Zeit, ein Zug von 80 Mann ab, mit dem Auftrag, den See zu erreichen, dort ein Schiff zu bauen und nach Osten zu fahren, bis sie das Atlantische Meer erreichten, und nebenbei ihre sagenhaften Landsleute in „Cesarea“ zu besuchen. Nach einigen wirklichen und vielen eingebildeten Entbehrungen erreichten unsere Helden den ersten See, bauten ihr Schiff oder Boot und erreichten herzhaft dessen östliches Ufer. Da sie dort nichts als Urwald und steiles Land fanden, beschlossen sie, nach gehaltenem Kriegsrat, nicht weiter zu gehen und begnügten sich damit, den höchsten Baum in der Gegend ersteigen zu lassen. Nach dieser Anstrengung kehrte man nach Valdivia zurück, wo dieses wissenschaftliche Ereignis feierlich zu Protokoll gebracht wurde, und fernere Untersuchungen der Zukunft überlassen wurden. Einfach, wie die Frage erscheint, und unglaublich, wie es klingen mag, war es im Jahre 1846 noch nicht bekannt, ob die zwei Seen wirklich in direkter Verbindung ständen.

Im ganzen genommen ist Chile kein holzreiches Land; nur die südlichen Provinzen sind mit einem überschwenglichen Vorrat der verschiedenartigsten Hölzer gesegnet. Bei einem kunstgerechten Verfahren des Fällens würde man ganz andere Resultate erzielen als man wirklich erreicht, und dadurch einer Industrie den Weg bahnen, welche für das Land von der größten Wichtigkeit wäre. Das maß- und sinnlose Ausrotten der Waldungen zieht traurige Folgen nach sich.

Ueber das Leben in Valparaiso 1864.

Die täglichen Beschäftigungen der Einwohner drücken jeder Stadt in den verschiedenen Tagesstunden einen besonderen Stempel auf. Die ersten Lebenszeichen in den Straßen Valparaisos geben des Morgens um 4 Uhr die... Toten. Um diese Stunde nämlich schafft man die Hüllen der Verstorbenen auf den Kirchhof. Dieser Gebrauch, die uns Vorangegangenen aus der Welt zu schmuggeln, beruht teilweise auf Eitelkeit, teilweise auf demselben Gefühl, welches den Strauß bewegt, durch das Verstecken seines Kopfes sich den Verfolgungen seiner Feinde zu entziehen. Man schämt sich seiner Sterblichkeit, und aus donquixotischer Höflichkeit ignoriert man den salonunfähigen Tod, — als ob er uns dadurch ferner zu stehen käme. Man sieht hier im Diebesgrau des Morgens ein paar Dutzend Menschen, mit Stallaternen in der Hand, hinter einem Sarg durch die Straßen eilen, als ob sie sich mit ihren Habschaften vor ihren Gläubigern aus dem Staube machten. Und das zartere Geschlecht? Auf den Jahrmarkt, in das Theater, in den Unsinn des Karnevals begleitet uns das Weib, — nur am Grabe soll es keinen Platz neben uns finden? Aber die Frau muß das Dekorum bewahren, — übrigens ist es auch nicht Mode.

Noch haben die Toten das Feld nicht geräumt, ſo ziehen ſchon die Landleute mit ihren Maultieren auf den Markt, welchen ſie mit einem Ueberfluß von ausgezeichneten Gemüſen verſehen. Etwas ſpäter wandern die Bäcker, ebenfalls meiſtens auf Maultieren, und bei ſchon hellerem Tage die Milchjungen, von Haus zu Haus. Da die nächſten Umgebungen Valparaisos äußerſt dürr und unfruchtbar ſind und deshalb die Molkereien in bedeutenden Entfernungen liegen, ſo war man gezwungen, die Milch zu Pferde herbeizuſchaffen. Dieſes Verfahren liefert freilich Butter und Milch zugleich. Nur in den Stadtvierteln, wo die ärmere Bevölkerung ſich aufhält, ſieht man den wandernden Fleiſcher mit ſeiner nicht immer einladenden Koſt umherziehen.

Die arbeitende Klaſſe in Chile verzehr ſehr viel Fleiſch, da es ein verhältnismäßig billiges, leicht zu erlangendes Nahrungsmittel iſt. Der Schafzucht hat man noch wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt, daher auch das Schaffleiſch in der Regel nicht zu dem Vorzüglichſten gehört, das Rindfleiſch hingegen iſt von ausgezeichneter Güte.

Das eigentliche Leben in den Straßen Valparaisos entwickelt ſich erſt nach 9 Uhr morgens. Gegen 10 Uhr ſieht man von Berg und Tal behagliche Perſönlichkeiten, nicht ihren Naſen, ſondern der brennenden Zigarre folgend, die Richtung nach der ſogenannten Börſe einſchlagen, um die Tagesneuigkeiten zu erfahren.

Das Treiben von Menſchen, Karren und Kutſchen in den Hauptſtraßen Valparaisos iſt, was in einer Seehandelsſtadt zu erwarten ſteht. Der große Verkehr hat zu verſchiedenen Zeiten die verſchiedenartigſten Fuhrwerke ins Leben gerufen. Der urſprüngliche ſpaniſche „Birlocho" iſt jetzt nur auf dem Lande anzutreffen. Es iſt dies ein zweiſitziges, zweirädriges, zweiſpänniges Gefährt, welches ein für bodenloſe Wege wohl berechnetes Tranſportmittel darſtellt, beſonders für Reiſende, denen es auf ein paar Rippen mehr oder weniger nicht ankömmt. Nach vielen durchgemachten Metamorphoſen hat man endlich (1863) die neueſte Yankee-Erfindung, die Straßeneiſenbahn, eingeführt. Im Verhältnis zu den Preiſen anderer Bequemlichkeiten iſt das Fahrgeld auf dieſer Bahn äußerſt billig, indem man die ganze Länge der Bahn, 3 engliſche Meilen, für 5 und 10 cents befahren kann.

Der Mangel an Raum einerſeits und die Erdbeben andrerſeits ſind in Valparaiso die Scylla und Charybdis der Architekten, und aus dieſen widerſtreitenden Bedingungen iſt ein Zwitterbauſtil hervorgegangen, welcher zwar auf praktiſcher Erfahrung gegründet, aber allen Regeln der Architektur und den meiſten des guten Geſchmacks Trotz bietet.

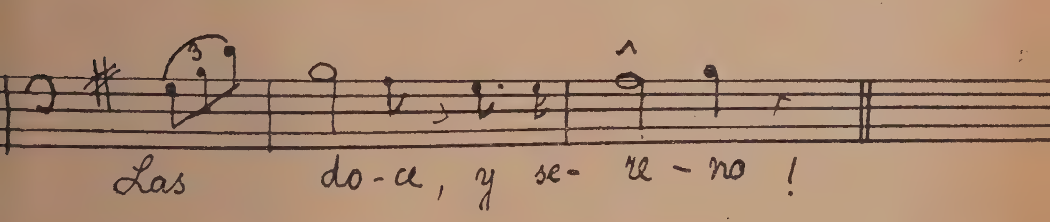
Maſſive Baumerke ſind, wie despotiſche Throne, bei vorkommenden Erſchütterungen die unſicherſten, — und die armſeligen Hüt-

ten, welche mehr Vogelneſtern als menſchlichen Wohnungen ähnlich ſehen, bleiben ſtehen.

Oeffentliche Gebäude beſitzt Valparaiso außer der Börſe und der Intendencia eigentlich gar keine. Die einzige von den Spaniern noch herſtammende Kirche, Santo Domingo, liegt ſeit dem Erdbeben von 1851 in Ruinen. Die neueren Kirchen ſind ohne Ausnahme unanſehnliche, geſchmackloſe Gebäude. Das republikaniſche Prinzip hat ſich auch in der Architektur geltend gemacht, indem jeder Bauherr ſeine Unabhängigkeit beweiſt. —

Die Polizei Valparaisos iſt eine in vieler Hinſicht lobenswerte Anſtalt, leidet aber an dem allgemeinen Gebrechen, wie ſo manches in dieſem Lande, daß ſie nicht eigentlich eine bürgerliche, ſondern eine von der exekutiven Zentralgewalt abhängige Macht iſt. Bis in die fünfziger Jahre ruhte die öffentliche Sicherheit Valparaisos in den Händen einer jetzt verſchwundenen, unter dem Doppelnamen „Vigilante“ und „Sereno“ bekannten Centauren-Raſſe, — einem Zwittergeſchlecht zwiſchen dem Soldaten und dem Nachtwächter. Damit die Diebe über ſein jedesmaliges Woherum nicht in Zweifel blieben, ſchnarrte er der ſchlummernden Menſchheit halbſtündlich folgende Jeremiade in die Ohren:

Andante Maestoso.



Seiner ſcheinbaren Verſteinerung ungeachtet, war er aber nötigenfalls flink bei der Hand, — ein etwas roher, doch dienſtfertiger, im ganzen zuverläſſiger Geſelle. Die Parzen des Fortſchritts haben zwar dieſes Stück Zopf unter ihre Scheere genommen, — damit auch den letzten Reſt Poeſie aus des Nachtwächters Exiſtenz getilgt.

Die Einwohnerzahl der Stadt iſt nicht genau ermittel. Die letzte Zählung 1853, wurde nicht mit der nötigen Gewiſſenhaftigkeit vorgenommen, ſondern den unbezahlten Friedensrichtern überlaſſen. Bei einem ſolchen Verfahren kann es nicht auffallen, wenn das Reſultat als zwiſchen 60 und 80 000 ſchwankend angegeben wurde.

Die Mehrzahl der größeren Handelshäuſer ſind ausländiſch, und unter ihnen finden ſich die meiſten handeltreibenden Nationen vertreten. Seit der Eröffnung der Eiſenbahn über Panamá ſieht man ſelten Käufer von den nördlichen Staaten an der Küſte in Valparaiso. Der

Tranſithandel hat bedeutend abgenommen, die direkte Zu- und Ausfuhr hat dagegen zugenommen. Erſtere betrug durchſchnittlich im Zeitraum von

1847 — 1851	jährlich	$	11 413 242.—
1852 — 1856	„	„	16 513 331.—
1857 — 1861	„	„	19 125 347.—

gegen eine Ausfuhr während derſelben Perioden von

1847 — 1851	jährlich	$	10 394 557.—
1852 — 1856	„	„	15 638 720.—
1857 — 1861	„	„	20 694 732.—

Die raſche Zunahme der Ausfuhr in den letzten Jahren rührt von der Entwicklung der Kupferſchmelzereien her. Fabriken im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es in Chile keine, außer einigen Eiſengießereien, welche Mühlen und Minenbeſitzer mit den nötigen Maſchinen verſorgen. Man brennt leider ſehr viel Branntwein, braut ſehr viel Bier, welches bei den Eingeborenen Anklang gefunden hat,— aber außer dieſen beſchränkt ſich die erzeugende Induſtrie Chiles auf die von der Kultur unzertrennlichen Gewerbe.

Die Tempel des Luxus, wo die Göttin der Eitelkeit ihr Hoflager hält, ſind ſehr zahlreich und, zum Leidweſen der Familienväter, mit allem möglichen Modekram in überſchwenglichem Maße verſorgt.

Das bunte Gemiſch von Nationalitäten, welche in Valparaiso zuſammen wohnen, und deren jede ihre Eigentümlichkeiten teilweiſe zur Geltung bringt, hat die Ausbildung einer Nationaltracht unmöglich gemacht; nur im Kirchenanzug der Armen kommt man der ſpaniſch-arabiſchen Tradition auf die Spur. Da der Hut in allen ſeinen Ungeſtalten aus der Kirche verbannt iſt, ſo erfolgt dort eine gewiſſe republikaniſche Gleichheit unter dem Frauenvolk, welche, wenn irgendwo, in der Kirche an der Stelle iſt.

Vier Buchdruckereien, wovon eine eine Dampfpreſſe beſchäftigt, liefern — außer den gewöhnlichen Kalendern, Novellen, Schul- und Erbauungsbüchern — zwei täglich erſcheinende Zeitungen anſtändigen Formats und wenigſtens kommerziell intereſſanten Inhalts. Dann und wann, beſonders vor und während revolutionärer Bewegungen, brauſt der erhitzte Patriotismus in mehreren ephemeren Tagesblättern auf, welche aber nach erreichten oder erkannt unerreichbaren Parteizwecken wie ſo manche andere Seifenblaſen platzen. Verſuche, Zeitungen in fremden Sprachen zu gründen, haben ſtets nur vorübergehenden Erfolg gehabt. — Der unvermeidliche Photograph begegnet uns an allen Ecken und in ſehr verſchiedenen Graden der Vollkommenheit. Sein erſtes Requiſit, eine klare Luft, hat er ſtets zur Hand.

In den jungen Jahren der Republik befand ſich der Buchhan-

del, wie zu erwarten, in den Händen ſpaniſcher Agenten, hat ſich aber mit der Zeit kosmopoliſiert. Werke ernſten oder gar wiſſenſchaftlichen Inhalts kann man nur auf Beſtellung erhalten, da ſchwere Lektüre kein Publikum findet. Drei wohlbeſtallte deutſche Muſikalienhandlungen verſorgen das notenkonſumierende Geſchlecht mit dem täglichen Futter. An muſikaliſchen Inſtrumenten iſt der Abſatz unbedeutend, mit Ausnahme der Klaviere, von allen möglichen Fabrikanten herrührend, und alle natürlich mit der großen Ehrenmedaille der Londoner oder Pariſer Weltausſtellung ausgezeichnet und garantiert.

Von den eigentlichen Amphibien des Menſchengeſchlechts, den Fiſchern und Matroſen, bieten die erſteren in Valparaiso und deſſen Umgegend keine beſonderen Studienobjekte dar. — ſie haben keine eigenen Sitten, keine Ueberlieferungen. Eigentümlich iſt die jährliche Feier ihres Schutzpatrons, des heiligen Petrus. An jedem 29. Juni wird ein lebensgroßes Standbild des Heiligen in feierlicher Prozeſſion aus der Kirche an das Meeresufer gebracht, dort ſamt ſeiner Begleitung von Prieſtern, Lichtern und Rauchfäſſern, unter türkiſcher und gregorianiſcher Muſik, in eine beflaggte Barke eingeſchifft und quer über die ganze Bai bis an den Landungsplatz der Fiſchereiſiedlung gefahren. Der Glanzpunkt des Zuges iſt der Augenblick der Landung, wo die Huasos ſich zu Pferde in das Waſſer und dem Boote entgegenſtürzen, um ſich mit Gewalt des Heiligen zu bemächtigen, was zu ganz beſonderen Kundgebungen der praktiſchen Andacht Anlaß gab.

Der „Birlochero“, der chileniſche Vetturino, iſt aus Valparaiso verbannt worden und nur noch im Innern des Landes anzutreffen. Bis vor kurzem war er noch eine Merkwürdigkeit und ein etwas kecker Burſche. Seine Nachfolger, die Führer der Straßen-Omnibuſſe, ſind zu bloßen Maſchinen herabgeſunken, und die Roſſelenker der ſonſtigen Fuhrwerke bilden keine Kaſte, ſondern gehören zu der großen, der Seife abholden Familie im allgemeinen.

Das wandernde „Omnia-mea-mecum-porto“, gewöhnlich „faul“ genannt, behält häufig, wie wir ſehen, den Poncho bei, dieſes eigentümliche Kleidungsſtück der ſüdamerikaniſchen Spanier. Ein viereckiges, meiſtenteils buntfarbiges Zeug, mit einem Schlitz in der Mitte, wo man den Kopf durchſtecken kann, bildet das sinequanon des gemeinen Südamerikaners. Iſt man einmal daran gewöhnt, ſo hat der Poncho als Mantel für den Reiter viele Vorzüge; vor allem dient er als Jacke oder Bettdecke. Der Laſtträger legt ihn auf Kopf oder Schulter unter die zu tragende Laſt. Stroh, Sand, überhaupt alles Schleppbare wird darin getragen. Man wirft denſelben dem Maultier über den Kopf, beim Aufladen, um es zu blenden, und um den Hals, um es zu führen; man gürtet ſich damit die Lenden, man wickelt ſich denſelben um den linken Arm, um im Kampfe des Geg-

ners Messerstiche aufzufangen, — kurz, der Poncho ist die unentbehrliche Vollkommenheit selbst, und man trifft den Peon ohne Schuhe, ohne Hosen, ohne Hemd, aber nicht ohne Poncho. Der Poncho, dessen Name, „faul“, nicht besser hätte gewählt werden können, ist der Deckmantel aller Sünden gegen die Reinlichkeit.

Die Bettelei sollte eigentlich, in einem so gesegneten Lande als Industrie gar nicht vorkommen. Die chilenischen Bettler sind in der Regel nicht zudringlich, mit Ausnahme der Bettelmönche, denen man dann und wann in Valparaiso begegnet. Der sprichwörtliche „Bettler zu Pferde“ ist in Chile, wenigstens auf dem Lande, kein Mythus. Auf demselben Dorfe betteln, hieße verhungern, und von einem zum andern kann der Krüppel nur auf fremden Beinen gelangen. Man setzt ihn daher auf einen Gaul, welcher überall sein Futter findet, und der scheinbare Widerspruch ist gelöst.

In allem hierzulande zeigt sich der Hang, den äußeren Schein für den inneren Wert, den Firnis für die Wirklichkeit zu nehmen. Jeder will mehr sein, oder wenigstens mehr scheinen, als er von rechtswegen sollte, gemessen an seinem Werte.

Die Dienerschaft bildet in Chile, wie überall, ein wichtiges Element in der Oekonomie des Lebens. Wenn die chilenischen Dienstboten ihre Fehler haben, so sind ihnen wieder einige gute Eigenschaften nicht abzusprechen. Die Dienstmädchen sind gegen die männlichen Diener entschieden im Vorteil — reinlicher, fügsamer und nicht so geneigt, die Unabhängigen zu spielen. Obwohl im allgemeinen dienstfertig, so haben sie jedoch ihre besonderen Vorurteile hinsichtlich des Dienstes, und wenn eine Verrichtung nicht strenge in ihr Fach schlägt, so widerstehen sie allen Befehlen, mit der passiven Ausdauer eines Hindukastenfanatikers. —

Wer die Ziegelfarbe der französischen Hosen und das Superlative des französischen Geschmacks bewundert, hat hierzu Gelegenheit bei den chilenischen Linientruppen, welche ganz nach französischem Schnitt bekleidet sind. Die Uniformen werden sogar meistens direkt aus Paris bezogen und passen daher nicht immer zum Besten. In einem Lande, wo die Bevölkerung noch so dünn und der Lebensunterhalt noch so leicht zu erwerben ist, läßt es sich denken, daß nicht gerade die Auswahl der Bevölkerung für vierzig Cents täglich sein Bürgerrecht verpfänden wird, wenn auch der zehn-, zwanzig- oder fünfundzwanzigjährige Dienst mit steigender Pension belohnt wird. In Chile besteht die Militärpflicht nur in Hinsicht der Landwehr, erstreckt sich aber nicht auf die Linie. —

Des Sonntags begegnet man einer Figur in den Straßen Valparaisos in mancherlei Varianten. Es ist die Landwehr, „la Guardia

civica", eine Anſtalt, welche in den ſüdamerikaniſchen Republiken als das Gegengewicht der ſtehenden Heere betrachtet wird. Das ſtehende Heer gehorcht nur dem Einen, iſt alſo nicht der Ausdruck des Volkswillens, ſondern des ihm entgegenſtehenden. Der Grundſatz hingegen, daß der Bürger der Verwahrer ſeiner eigenen Rechte und Hüter der öffentlichen Ruhe ſein ſoll, iſt an ſich richtig, nur muß die Ausſührung des Gedankens der theoretiſchen Auffaſſung entſprechen.



III. Tagebuch einer Reiſe von Valparaiso nach dem Llanquihue=See.

Am 7. Februar 1847 trat Dr. Aquinas Ried eine Reiſe von Valparaiso nach Llanquihue an. Sein Tagebuch hat er leider in engliſcher Sprache verfaßt. Die hier vorliegende Ueberſetzung ſtammt von Herrn Arnold Ried. Durch die Ueberſetzung hat natürlich der lebendige und friſche Stil Dr. Aquinas Ried's leiden müſſen, kann man doch die Feinheiten der Sprache in der Ueberſetzung kaum wiedergeben. Wir verweiſen auf die Lebensbeſchreibung S. 8. Das Reiſetagebuch von Ried's Begleiter Caeſar Maaß erſchien in den „Geſchichtlichen Monatsblättern", herausgegeben von Georg Schwarzenberg, Osorno 1917, Heft VII und VIII.



Non vano vicit.

Um 10 Uhr morgens, am 7. Feb. 1847, verließ ich zu Pferde, von meinem mozo begleitet, den Ort Limache. Krankheitshalber mußte mein mozo José zurückbleiben, verſprach aber, nachzukommen, ſobald er wiederhergeſtellt ſei. Sehr bald nachher, am Fuß der Steigung „Cuesta de la Dormida", trennte ſich auch Antonio von mir, mich allein zurücklaſſend. Nach kurzem Ritt traf ich einen Mann, der ohne Rock in der Nähe eines Dorfes ritt, und fragte nach dem Weg oder einen guten Begleiter. Zu meinem Erſtaunen erbot ſich dieſer ſelbe Mann, mein Führer zu ſein. Als ich zuſagte, ging er in ſein Haus, das nicht weit entfernt war, legte ſeinen Rock an, warf den Poncho über die Schulter, und ritt mit mir nach Santiago.

Die erwähnte Steigung iſt ſehr lang und ſehr ſteil und berühmt wegen häufiger Banditenüberfälle; und da ich mich durch die mir bekannten Gerüchte etwas unſicher fühlte und mir außerdem mein neuer Führer unbekannt war, entſchloß ich mich, zur eigenen Sicherheit und als ſtrategiſche Maßregel, meinen Begleiter voraus reiten zu laſſen, für den Fall, daß wir von Landſtreichern überraſcht werden ſollten. Ungefähr auf zweidrittel Höhe der ſteilen Steigung wird der Pfad ſchmal und unwegſam, weshalb die Strecke von den Nachbarn „Paso de las Animas" genannt wird. An dieſer ſelben Stelle geſchah es vor kurzem, daß ein Bauer zwei Maultiere und einen Schlauch mit Branntwein nach Hauſe führte. Halb ſchläfrig erreichte er dieſe ſchmale Stelle, als es anfing dunkel zu werden. Plötzlich erhielt er einen Schlag, der aber glücklicherweiſe nicht den Kopf des unvorſichtigen Reiters traf, wohl aber den Schlauch mitten durchſpaltete. Zur Beſinnung gekommen, hatte der Bauer den glücklichen Einfall, ſich vom Pferde auf den Boden fallen zu laſſen und ſich dort tot zu ſtellen. Zwei Kerle ſtürzten ſich ſofort auf ihn, nahmen ihm den Rock, und als ſie ſich dabei etwas abwandten entkam der Bauer unter das Pferd und ließ ſich bergab kollern, bis er von einigen Büſchen aufgefangen wurde. Dieſes kleine Ereignis hat mich nicht weiter beunruhigt. Wir ſetzten unſern Weg fort; als wir die höchſte Steile der Steigung erreichten, hatte ſich die Temperatur ſehr verän-

dert; es fing an kalt zu werden; man ſpürte Feuchtigkeit und die Dämpfe des Miſts, der uns umgab. Ich mußte mein Pferd umſatteln, um einen Gurt weiter hinten anzubringen und ſo zu verhindern, daß der Sattel über den Kopf des Pferdes rutſchte.

Die andere Seite des Gebirges beſtund aus ſehr ungleichmäßigem Terrain; die Täler waren ſehr ſteil und unregelmäßig in ihrer Form. Plötzlich klärte der dichte Nebel auf, und wir ſahen den Gipfel eines Berges, der mit verlaſſenen Minen überſät war und „El Asiento Viejo“ heißt. Wir hatten ein wundervolles Panorama vor uns. Bei Sonnenuntergang ſtießen wir auf einige höchſt primitive Hütten, und beim Anbruch der Nacht gelangten wir in eine etwas konfortables Haus, wo wir um Unterkunft baten, die uns nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten gewährt wurde.

Haupt der Familie war ein alter, zahnloſer Mann mit eigentümlichen Manieren. Stolz auf die Reichtümer, die ſein älteſter Sohn erworben hatte (außer ihm hatte er noch acht weitere männliche Erben), ſchien er ſich in wirklich guter finanzieller Lage zu befinden. Er erzählte phantaſtiſche blutige Taten, die auf „cuesta“ paſſiert ſind und hörte nicht auf, meinen Reiſegürtel zu bewundern.

In einem Augenblick, da ich allein gelaſſen wurde, überzeugte ich mich, daß meine Schießwaffen gebrauchsfertig waren. Wir aßen gut, und nachher ſchlief ich, vom Alten in mein Zimmer geführt, auch gut, ohne angegriffen oder von Flöhen gequält zu werden. Früh am Morgen ſetzten wir unſere Reiſe fort. Das war alſo unſere erſte Herberge, die den Namen „Kapelle der Geſpenſter“ führte, und die, etwa zwei Leguas vom Orte Tiltil entfernt, in einem kleinen, grünen und freundlichen Tal gelegen iſt, mitteln zwiſchen den Bergen. Bereits um 8 Uhr morgens ritten wir durch das Gut Polpaico. Es liegt in einem großen Garten, umgeben von Pappelbäumen und Trauerweiden. Die Gebäude ſind von Vegetation umgeben und gaben uns das Gefühl, zu Hauſe zu ſein; vor dem Gebäude befindet ſich eine gut ausſehende Ziegelſteinumzäunung. Beſitzerin des Gutes ſoll eine Witwe ſein, deren Gemahl, ein Engländer, ſie verlaſſen hat.

Nachdem wir eine ſehr unfruchtbare und ſtaubige Ebene durchkreuzt hatten, gelangten wir auf ein mit Tonerde und Ueberreſten von Grünſtein bedecktes Gelände, das viele kleine Wälder mit Buſchwerk und Mimoſenarten ziert. Wir kletterten eine Halde des Berges hinauf, von wo aus wir zum erſten Male der Täler von Maipo gewahr wurden, der fruchtbarſten in dieſem Teile von Chile.

Es iſt 9 Uhr nachts; wir ſind müde und hungrig, ich und mein mozo, denn wir haben uns vergeblich die größte Mühe gegeben, etwas zu eſſen zu bekommen. Nicht einmal Waſſer konnten wir in dieſer Wildnis finden, mit Ausnahme eines Waſſerarmes von untrinkbarem, häßlichem Ausſehen. In einer Hütte hat man uns et-

was Mais für unſere Pferde und gebackene Eier für mich und meinen Begleiter, alles für einen real (12 ½ cts), gegeben. Unſern Weg am Morgen fortſetzend, ſahen wir gegen Mittag Santiago vor uns, nachdem wir endloſe, ſtaubige und ſehr heiße Wege hinter uns hatten. Bei unſerer Ankunft ſind wir einer Anzahl Carretas begegnet, die vom Marktplatz zurückkehrten, wohin ſie Melonen brachten, die Hauptfrucht in dieſer Jahreszeit.

Die Umbegung der Hauptſtadt von Chile erinnert an Quillota. Eine altertümliche Brücke aus Ziegeln und Feldſteinen, mit Schilderhäuschen, die jetzt als Ladenhäuſer benutzt werden, dienen zur Ueberbrückung des Mapocho. Am Ausgang dieſer Brücke, ſtanden unſauber ausſehende Soldaten auf Wachpoſten. Bald gelangten wir in eine von Schmutz ſtrotzende Straße. In der Nähe dieſer Brücke kann man ziemlich viel Leben bemerken.

Ich bin in das Haus meines Freundes Francisco Arriagada gegangen, ohne ihn dort anzutreffen. Allerdings wurde ich nach einigem Warten empfangen und beherhergt. Das Haus, in dem ich untergebracht wurde, iſt ſehr geräumig und hat viele Zimmer mit koſtbaren Möbeln. Es ſind auch zwei wertvolle Pianos vorhanden Die Zimmer liegen um einen großen Hof mit Blumen und ausgewählten Exemplaren verſchiedener Stauden; vier Statuen ſchmücken ihn. Es liegt Verſchwendung in allen Zimmern, ohne daß ſie aber ein harmoniſches Ganze bildeten.

Als ich kurz nachher auf die Straße ging, traf ich im „Engliſchen Hof“ meinen Freund Cäſar Maaß. Wir frühſtückten zuſammen. Es iſt dies, was man ein Hotel nennt, eine armſelige Herberge, ſehr ſchlecht bewirtſchaftet, obwohl ſie zu den beſten der Stadt zählt.

Der Palaſt der Moneda iſt eine weitläufige Zuſammenſtellung von Backſteinmaſſen, von ſehr geringem künſtleriſchen Werte. Es fehlt ihm ein beſtimmter Stil, es fehlen Bequemlichkeiten, es fehlt ihm Eleganz. Ein paar Huſaren halten Wache, eine armſelige Nachahmung eines traurigen Originales: des franzöſiſchen Huſars. Die Kathedrale, über die ſoviel Weſens gemacht wird, iſt ein unfertiges Gebäude. Entworfen und begonnen von zwei Engländern, blieb ſie unvollendet; als man zum Bau der Türme ſchreiten wollte, verlangten die Bauunternehmer mehr Geld als vereinbart, und da man es ihnen nicht geben konnte, blieb der Bau unfertig. Ein Indianer, der unter Führung der engliſchen Bauunternehmer die Anfangsgründe der Baukunſt ſich angeeignet hatte, übernahm es, das Dach zu vollenden und das Gebäude einigermaßen fertig zu ſtellen. Alſo dieſe Kathedrale, in der Hauptſtadt eines katholiſchen Landes, wurde hergeſtellt von zwei Ketzern und einem Ungläubigen, einem armen und unwiſſenden Eingeborenen. Wo iſt der müßige Klerus geblieben?

Das Innere der Kirche habe ich nicht gesehen. Die Moneda ist ein ungestaltes und schwerfälliges Bauwerk, mehr oder weniger ein Zwischending zwischen einem Schloß und einem Koster. Die Privathäuser, wie auch die innere Einrichtung aussehen mag, sind von außen alle einfach; eine hohe Eingangstür, wenig Fenster, die unregelmäßig verteilt sind, ein mit kleinen Steinen gepflasterter Hof, das sind die charakteristischen Merkmale, die man überall sehen kann. Müßiggang, Indolenz, Intrigen, das Laster der Raucher, der Spieler und andere weniger feine, geben einen Begriff der Einwohner Santiagos. Die Industrie fehlt vollständig. Der Verkehr ist spärlich. Mate, Toiletten, Messe und Liebesabenteuer beschäftigen die Frauen; was die Männer angeht, so scheinen sie noch weniger zu tun zu haben. Die Franzosen sind tonangebend, und die Denkungsart dieser Leute ist dementsprechend gallisch, was keinerlei Vorteil für sie bedeutet. —

Am nächsten Tag ritt ich nach Tango, wo das Gut des Herrn Arriagada sich befindet. Um dorthin zu gelangen, muß man durch San Bernardo, ein Dorf ohne jede Bedeutung und ähnlich allen, die ich bisher gesehen hatte. Von Santiago bis Tango sind es ungefähr 7 Leguas, die ich an einem schwülen Tage zurücklegte, vom Staub arg belästigt. Das Land ist vollständig eben.

Als ich im Hause meines Freundes ankam, empfing er mich mit seiner gewohnten Einfachheit. Das Haus ist sehr bescheiden angelegt und bietet keinerlei Bequemlichkeit. Das Gut umgefaßt 2000 cuadras Weizenland, die nach seiner Aussage 10,000 fanegas erzeugen. Herr Arriagada verpachtet das Gut als chacras und erspart sich dadurch die Bearbeitung und Düngung; für jede cuadra erhält er $ 20.— im Jahr. Geerntet wird auf die primitivste Weise und ebenso wird gedroschen, nämlich mit Stuten. Im Ganzen sind die landwirtschaftlichen Methoden äußerst veraltet und primitiv; sie sind gekennzeichnet durch Verschwendung von Arbeit.

Hinter dem Haus des Herrn Arriagada liegt ein Hügel mit zwei Gipfeln die zwei Köpfen gleichen; in seiner Nähe liegt eine Quelle. Dieser kleine Hügel heißt Charamávida. Ich habe ihm vorgeschlagen, diesen malerisch-fruchtbaren Teil der Hügel mit Weinpflanzen auszustatten und mittelst einer Druckpumpe zu bewässern; auch habe ich ihm geraten, eine Mühle zwischen den Hügeln anzulegen. Mein Vorschlag hat dem Landwirt gefallen, aber ich zweifle, daß er ihn je zur Ausführung bringen wird. Er ist ein Mann, der keine eigentliche Lebensweise, ich möchte sogar behaupten, kein sauberes Leben führt. Er ist verheiratet und ist es nicht. Seinem eigenem Haus gegenüber liegt ein ebenso primitives, das seine Dueña bewohnt, die gleichzeitig Besitzerin von Tango ist und eine Tochter hat. Diese letzte gilt für Arriagadas Gattin, und merkürdigerweise, er erlaubt dieser Frau nicht, sich irgend jemandem zu zeigen ... Die-

ſer Mann machte mir verſchiedene Bemerkungen über techniſche Einrichtungen. Zuerſt erwähnte er, eine Ziegelei einrichten zu wollen, dann ſprach er von einer Butter= u. und Käſehandlung, dann wieder von einer Mühle und Bierbraurei. Alles dies erwähnt er in einer unſicheren und unverſtändlichen Art und Weiſe, ſo daß man klar erkennen kann, daß er ſelbſt nicht weiß, was er will, und daß er dieſe wie alle ſeine Vorſätze nie zur Ausführung wird bringen können.

Das Gut erſtreckt ſich bis zur Maipubrücke, allwo Arriagada eine Herberge aufeſtellt hat, was ich für eine höchſt ſonderbare Spekulation halte. Dieſe Brücke iſt aus unbearbeiteten Steinen hergeſtellt, zeugt aber doch von erfinderiſchem Geiſt. Ungegerbtes Leder, in Streifen zerſchnitten, auf dürre Zweige gewickelt und horizontal hingelegt, bilden was wir den Bahnkörper nennen würden; das Ganze ſieht aus wie eine Erfindung von Eingeborenen. Im vorigen Jahre iſt die ganze Anlage eingeſtürzt; die Hauptkabel waren aus dünnem Hanfſeil geſponnen und hatten trotzdem viele Jahre ausgehalten. Dreizehn Mann wurden beauftragt, die Brücke wiederherzuſtellen; als man dabei war, dieſe Arbeit zu Ende zu bringen, hat die arme Brücke den Druck nicht ausgehalten, und elf der Leute ertranken. Augenblicklich iſt viel Verkehr auf ihr, und die Einnahmen müſſen gute ſein. Für ein beladenes Maultier bezahlt man einen halben real (6 1/4 cts.) Unbeladene Maultiere und geſattelte Pferde ſind frei; jedenfalls eine eigentümliche Einrichtung, wodurch die Taxen den armen Leuten auferlegt werden.

Zurückgekehrt nach Santiago, traf ich Kindermann und Herrn Grühn, einen früheren Matroſen der „Catalina“ (dem Schiff, das im Jahre 1846 die erſten Auswanderer nach Valdivia brachte). Der erſte dieſer beiden wird einer meiner Reiſegefährten ſein. Ich hatte eine Unterredung mit Herrn Camilo Vial, dem erſten Miniſter Chiles. Trotzdem ich ihn nur darum bat, mir ein Empfehlungsſchreiben an den Gobernador von Concepcion geben zu wollen, bin ich für den nächſten Tag zitiert worden.

Unauslöſchliche Erinnerungen wird der Beſuch bei Frau Huneus in mir auslöſen. Sie iſt eine Dame von auffällig kleiner Statur und bekundete eine außerordentliche Begeiſterung für die Muſik. Sie hat einen ſehr guten künſteriſchen Geſchmack und eine ausgezeichnete techniſche Ausbildung. In zuvorkommendſter Weiſe empfing ſie mich. Ich habe beinahe die Hälfte der Nacht bei ihr zugebracht, indem ich ihr verſchiedene Teile aus fremden Opern und meiner eigenen vorſpielte. Wie es ſcheint, gefiel ihr mein Spiel. Ich verſprach, ihr Telesfora“ zuzuſchicken, damit ſie einige Teile ſtudieren und ihren Bekannten vorſpielen könne und ſchrieb darüber meiner Frau. Am folgenden Tage kehrte ich nach Tango zurück.

Wir hatten einen guten Anfang; Grühn riß der Sattelgürtel, er verlor ſeinen Sattel, ſeine Piſtolen und in der Dunkelheit ſogar —

sein Pfend! Zum Glück hat er nachher das Pferd und einen Teil seines Sattels wieder gefunden. Ich habe ein Maultier für das Gepäck und eines als Reittier gekauft, für je $ 25.—, ferner zwei Pferde für meinen eigenen Bedarf; sie heißen „Elefante“ und „Miope“. Mein bisheriges Pferd „Regalado“ lasse ich hier zurück.

Nachdem wir zwei Tage vergeblich auf den Brief gewartet hatten, den Herr Minister Vial für den Gobernador von Concepcion versprochen hatte und der nicht ankam, weil Seine Exzellenz aufs Land gegangen war, ritten wir am 18. Febr. 1847 nachmittags südwärts. Der Tag war sehr schwül und staubig. Es kam mir vor, als ob wir nicht gemügend Pferde hätten. Unser Trupp bestand aus Kindermann, Maaß, Grühn und mir, gefolgt von Pferden, einem Maultier mit Gepäck und 3 Reitmaultieren, Francisco, dem Mozo von Kindermann, Justo, dem Mozo von Maaß, und José.

In der Absicht, Pferde einzukaufen, entfernten wir uns etwas vom Hauptweg, um zur chacra von Rafael Martinez zu gelangen, aber unglücklicherweise fandern wir nicht was wir suchten. Um 4 Uhr nachmittags durchquerten wir den Fluß Maipu. Es ist dies ein reißender Strom vom trübem Wasser, der in einem tiefeingeschnittenen Flußbett voller Steine fließt. Auf der Südseite gibt es grünlich schimmernde Felder, und das Land scheint dort wertvoller zu sein. Bald nachher unterbrach noch ein Fluß unseren Weg, dessen Wasser kristallisch und sehr kalt ist. Gegen Abend langten wir auf dem Gute „Lo Aguila“ an, das Herrn Domingo Toro gehört. Auf dem Wege dorthin begegneten wir einer Anzahl Damen, die in einem Wagen reisten. Auf dem Gute trafen wir eine große Gesellschaft an. Außer der Familie des Hausherrn war noch eine sehr zahlreiche da, die Familie Condarco. Der älteste Sohn dieser Familie sprach englische wie ein eingefleischter Brite, spanisch dagegen sehr schlecht. Er hatte zwei Schwestern, eine davon ist mit dem Maler Rugendas verheiratet. Don Domingo ist ein kleiner Herr, sehr fidel, von sehr feinen Manieren und guter Erziehung; er spricht gut französisch, etwas englisch und deutsch; vor allem war er äußerst liebenswürdig zu mir. Ich fand im Park ein herrliches Exemplar der chilenischen Palme, die jedenfalle viele Jahrhunderte hinter sich haben muß. Ich begegnete hier einem Argentiner, don Felix Frias, den ich schon im Haus Arriagada kennen gelernt hatte.

Bei Tagesanbruch des 19. Februar brachen wir nach dem Süden auf. Die Felder werden immer interessanter, sie sind fruchtbar; die Gebirge nähern einander und verengen nach und nach das Tal, bis es zu einem engen Paß eingezwängt wird, das man „Angostura“ nennt. Es sind viele Weintrauben am Wege, und an der Ostseite steht ein herrliches Haus, das einem Herrn Luco gehört. Viele Arbeiter waren auf der Landstraße beschäftigt, unter der persönlichen Aufsicht

des Herrn Condarco. Teile des alten Weges sind zerstört worden, und wir mußten einen längeren Umweg machen und verschiedentlich den Bach kreuzen, um vorwärts zu kommen. Beim Ueberschreiten des Baches sahen wir ein strammes, sympathisch aussehendes Mädchen, das sich die Füße wusch und uns aus eigener Initiative die Richtung des Weges, dem wir folgen sollten, angab. Ist das nicht die wahre Höflichkeit? Und wie wenig von dieser spontanen Höflichkeit findet man im Leben!

Eine gute Weile unterhielten wir uns mit Reiterkünsten und Kavallerie-Manövern; ich überzeugte mich, daß alle meine Gefährten in die Nachhut gehörten....

Schon ehe wir nach Rancagua gelangten, hatte ein Hügel oder besser gesagt ein Berg, wie sie vereinzelt häufig hier auftreten, meine Aufmerksamkeit ununterbrochen auf sich gezogen. Es war der „Zukkerhut". Die Entfernung, die uns von ihm trennte, täuscht einen sehr, denn während drei oder vier Stunden schien sich der Berg nicht von der Stelle zu bewegen.

Wir kreuzten dann die „Hacienda de la Compañía", eine der größten landwirtschaftlichen Besitzungen des Landes. Sie gehört einer Familie Correa und war in längst verflossenen Zeiten Eigentum der Gesellschaft Jesu. Sie ist viele leguas breit und erstreckt sich vom Meer bis zu den Anden. Jährlich bringt sie über 30.000 fanegas Weizen ein und könnte bei rationellerer Bewirtschaftung zehnmal mehr hervorbringen.

Die Ebene war entzückend; alles war so frisch grün, und die Pappelalleen und Gehölze und Gebüsche allerorten strahlten voller Leben und Schönheit. Zur Mittagszeit kamen wir in Rancagua an, einer Stadt, die 25 leguas von der Hauptstadt entfernt liegt. Es ist eigentlich ein Dorf, ähnlich wie Quillota. Wir sind dort durch eine Straße, die einen schönen Spaziergang bildet, eingezogen. Wiederum die Herbergsfrage.... Endlich wählten wir das Gasthaus „del Recreo", zur Linken der Hauptallee. Man liest hier hochklingende Namen, die in Widerspruch stehen mit dem, was sie bieten.

Unser Wirt ist ein einfacher Bauersmann, immerhin ziemlich zuvorkommend. Sein Weib scheint etwas blöde zu sein, und allem Anscheine nach ist sie ein Schwätzerin, die von Teufel besessen ist. Sie jagt überall im Hause herum, in einem fort mit sich redend. Das Gasthaus ist überfüllt. Während ich die buntscheckige Gesellschaft mustere, kommen zwei birlochos (zweiräderige Reisewagen) an, aus denen eine sehr alte Dame samt Bedienung steigt. Alles begrüßt sie. Im Hof befinden sich ungefähr dreißig Pferde und eine größere Anzahl von Männern, Weibern und Kindern, Hunden und Katzen und weiß Gott wie viel Läuse.

Das Wunderliche der verschiedenen Trachten, der Kontrast der

verſchiedenen Typen intereſſierten mich aufs höchſte. Alles dieſes erinnert mich an eine Beſchreibung, die Sir Walter Scott von einer altmodiſchen Herberge gibt.

Währenddeſſen, mitten zwiſchen dieſem babyloniſchen Durcheinander, las ich Heinrich VI. von Shakeſpeare. Ich ſchlief gut. Als ich noch bei Nacht aufſtand, um weiter zu reiten, wunderte es mich, wie niedrig meine Rechnung hier war.

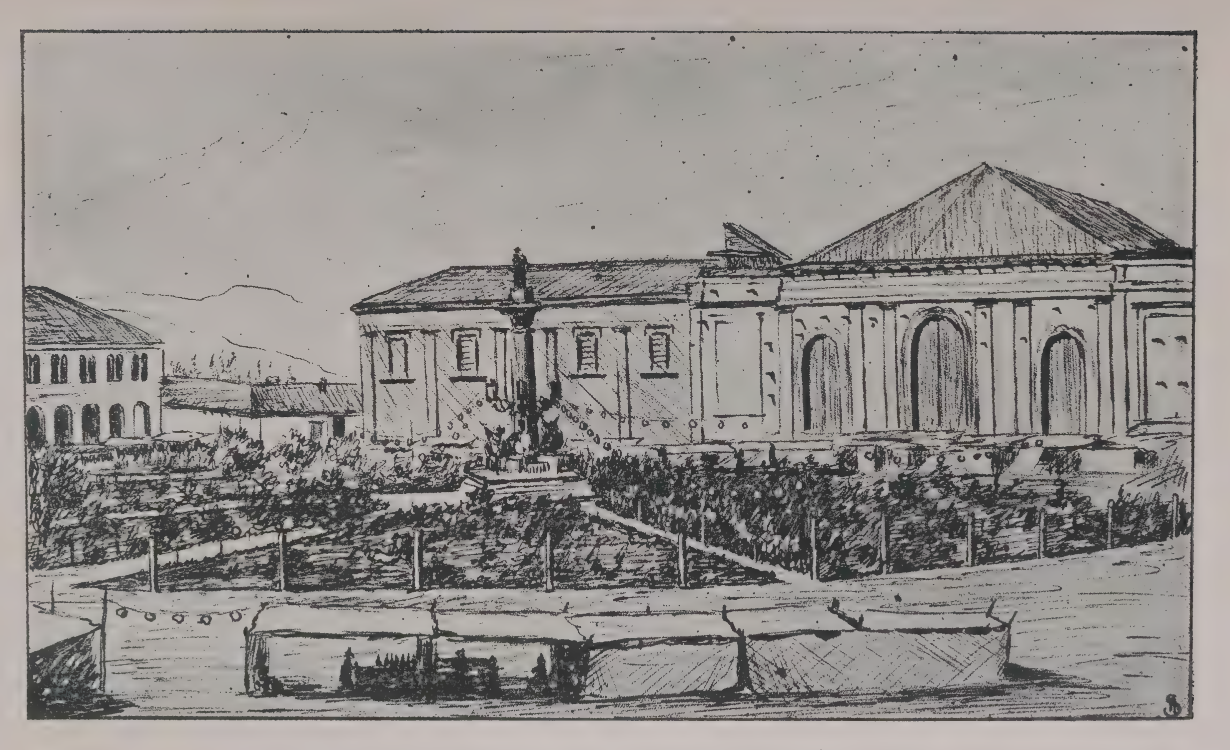
Als wir noch im Halbdunkel die heldenmütige Stadt verließen, ritten wir zum Bett des Cachapoal hinunter, deſſen einzelne Arme etwa zwei leguas umfaſſen. Das Flußbett bilden große Kieſelſteine, die von der Bewegung durch das Waſſer während Jahrhunderten abgerundet ſind. Das Waſſer iſt ſehr trüb und, wie bei allen chileniſchen Flüſſen, ſehr kalt. Die Anden, vom Flußbett aus geſehen, bieten einen groteſken Anblick dar. Hinter dem Gebirge feſſelte mich bei Sonnenaufgang ein wunderbares Farbenſpiel.

Wir paſſierten vier Flußarme, einer derſelben iſt ſehr tief und ſtark fließend. Wer dieſes Manöver nicht gewöhnt iſt, wird leicht ſchwindelig.

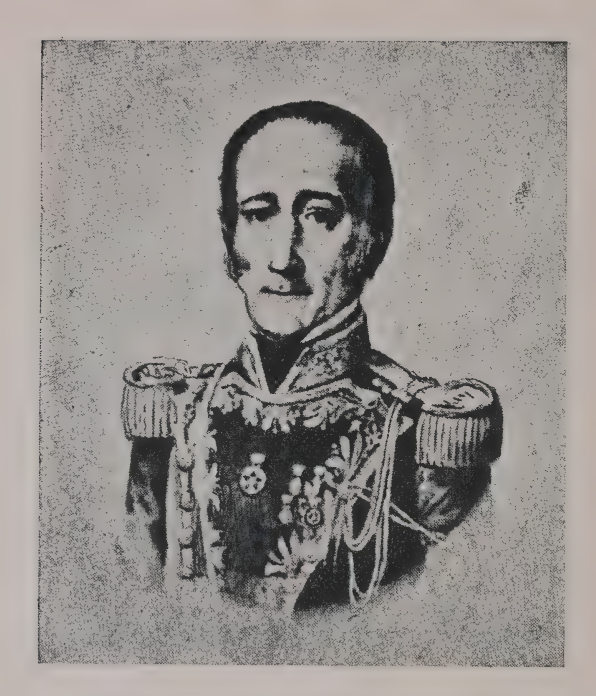
Dieſes Umſtandes wegen durchwatete Maaß den Fluß, mit der Naſe himmelwärts gerichtet und mit geſchloſſenen Augen. Ueber den Hauptarm führt eine ähnliche Brücke, wie über den Maipu. Um darüber reiten zu können, mußten wir eine geſchlagene Stunde warten, denn da die Häute erſt friſch waren, mit denen die Brücke genäht iſt, und wegen des ſtarken Verkehrs, zieht ſich die Brücke. Vier mit Handſchuhen verſehene Männer zogen die Lederſtreifen wieder zuſammen. Während wir warteten, riß der Fluß infolge einer Unvorſichtigkeit des Bedienten von Maaß mein Pferd „Elefante“ und einen alten Gaul des Herrn Juan Renous fort, ſodaß ſie beinahe ertranken. Die Strömung iſt höchſt gefährlich. Den Lärm, den die die großen Steine hervorrufen, die vom Strom geſchleift werden, gleicht dem Donner. Ich begreife nicht, wie die Pferde ſich haben retten können.

Die Wege fangen an, ſehr ſteinig und ſchlecht zu werden. Das Gelände iſt ſehr eben und die Gegend ſehr monoton; die Felder ſind ſchlecht bearbeitet. Die Bevölkerung iſt ſehr ſpärlich. Große Geduld hatten wir mit unſeren mozos auszuſtehen und mußten in einem Fort aufpaſſen, daß ſich die Gäule nicht verliefen, denn dieſe Leute ſcheint es wenig zu bekümmern. Der Weg erſchien uns endlos. Nirgends fanden wir etwas Schatten, und der Ritt war ſehr langweilig; dazu kam noch der viele Staub. Wenn wenigſtens ein Baum zu finden geweſen wäre!

Bei einer unerträglichen Hitze kamen wir gegen Mittag im Gute Cañadillas an, Eigentum des Biſchofs Elizondo von Concepcion, 15 leguas ſüdlich von Rancagua. Ungefähr auf der Entfernung von



Die Plaza von Concepcion, am 18. September 1860.



General de la Cruz, Intendent von Concepción 1847



Hafenansicht von Valparaiso (Playa Ancha), um 1750.

einer legua befinden ſich auf beiden Seiten des Weges herrliche Birnbäume, die eine Unmenge Früchte tragen müſſen. Im übrigen iſt das Gelände ſehr unfruchtbar und voller Sümpfe; es iſt kein Weizenland. Verwalter dieſes Gutes iſt Herr Alejo Lemus, für den ich einen Empfehlungsbrief von Arriagada mitbrachte. Da er abweſend war, wurden wir von ſeiner Gattin, einer äußerſt liebenswürdigen und guten Frau, empfangen. Dann kam don Alejo, der nicht weniger liebenswürdig wie ſeine Gattin iſt, und wir verſtrickten uns in eine angenehme philarmoniſche Unterhaltung.

Kindermann war mehr tot als lebendig, und wir mußten ihn zu Bett ſchicken; er wurde mit großer Güte von unſeren Freunden behandelt. Don Alejo brachte uns am nächſten Morgen nach San Fernando. Wir kamen an einem Sonntag dort an. Es macht auf mich den Eindruck eines großen Ortes, obwohl es ähnlich den Plätzen iſt, die wir bis jetzt geſehen hatten. Zurückgekehrt auf das Gut, welches ausnahmsweiſe keinen eigenen Weinberg beſitzt, habe ich mich unterrichten können, wie die Moſtdeſtillation hier vorgenommen wird. Es wird dazu ein Kolben guter franzöſiſcher Konſtruktion verwendet, der kein Waſſer für die Verdampfung gebraucht. Die Umgebung dieſes Gutes, die gleichzeitig die Umgebung von San Fernando bildet, iſt eine ſchöne Ebene, mit Pappel- und Weidenbäumen. Es gibt auch etwas Land, das man „de rulo“ nennt, d. h. unbewäſſertes Land, das ſehr fruchtbar iſt, aber nur von Regenwaſſer bewäſſert wird, da es höher liegt als die es umgebenden Kanäle und Waſſerläufe.

Auf der Spitze eines Baumes flatterte eine chileniſche Fahne. Es war viel Volk im Ort zu ſehen. Ueberall wird Gitarre geſpielt, geſungen, und die Paare gehen im dichten nahen Gebüſch ſpazieren. Ueberall wird getrunken, geſchrieen und ſich vergnügt. Der Sonnenuntergang war prachtvoll. In ſeinem Anblick verſunken, bin ich allein zurückgeblieben, als der Reiterhaufen zu den Häuſern des Gutes zurückritt; don Alejo empfing uns mit gewohnter Liebenswürdigkeit; ſogar Champagner ließ er zum Abendeſſen auftiſchen. Kurz nach Mitternacht ſtanden wir auf; Don Alejo erwartete uns ſchon und bat uns, etwas Geld anzunehmen. Wir haben ihm ein Pferd für Kindermann, eines für Maaß und ein Maultier für uns alle abgekauft. Ich werde ſeine große Liebenswürdigkeit ſobald wie möglich auf irgend eine Weiſe vergelten.

Am 23. Februar erreichte unſer Gefolge die Ufer des Tinguiririca, und wir mußten nochmals warten, bis eine neue Hängebrücke in Stand geſetzt wurde, da ſie in Unordnung war. Ich bemerkte, daß einige unſerer Pferde ihre Hufeiſen verloren hatten, wegen des ſchlechten und ſteinigen Weges. Nachdem wir den ganzen Tag ziemlich ſchnell geritten waren, gelangten wir an ein kleines Gehöft, das man „Calle de la Obra“ nennt. — In einer kleinen Pulperia (Kramladen) tranken wir Mate.

Sie lag auf dem Gute eines Herrn de la Fuente. Ich weiß nicht, ob dieser Herr aus Egoismus oder aus irgend einem andern Grund den Weg versperrt hat; jedenfalls haben wir einen großen Umweg machen müssen. Zu unserem Glück hat dieser Umweg uns Gelegenheit gegeben, einen Weg kennen zu lernen, der viele Schönheiten bietet; der Ausblick, den ich vor Augen hatte, stimmte mich melancholisch. Zu meiner Rechten breitete sich eine sanft ansteigende Hügelkette mit steinigem Geröll. An ihrem Fuß schlängelte sich ein Weg hin, auf dem die lange Karawane von Menschen, Maultieren, und ermüdeten Pferden, vor Hitze erstickt, dahinzog. Dann und wann verschwand sie unter einer Staubwolke, immer demselben Weg folgend. Zu unserer Linken umschloß ein Fluß die Hügel, und vor uns lag ein grünes, üppig prangendes Tal. Der Weg fing wieder an zu steigen und wurde sehr steinig. Er endigte schließlich in einem engen Hohlweg, auf dem höchsten Gipfel eines Berges, und führte von da langsam bergab, in ein augedörrtes Gelände, das die Hitze unausstehlich machte. Es sind in dieser Ebene sehr viel Hügel von konischer Form, auf die eine Menge Stücke vulkanischer Gesteine geregnet zu haben scheint. (Es waren die sogenannten „Cerrillos del Teno“).

Auf einem alleinstehenden, sehr schwarzen Felsen befand sich ein Kondornest. Die Steine sind sehr porös, und ich kam mir vor wie eine Schildwache, die den Fortschritt und Rückschritt des menschlichen Geistes sich anschaut. Wir kreuzten den Tenofluß. Sein Gewässer, weiß wie Milch und von schnellem Lauf, bildet ein breites Bett. Auf der anderen Seite gelangte ich in ein auf dem abschüssigen Ufer aufgebautes Dorf, wo ich mein Ergötzen an einer natürlichen Grotte fand. Sie besteht aus toniger Erde und ist mit Schlingpflanzen und Feldblumen übersät.

Es folgte eine unfruchtbare Ebene, die von verschiedenen trockenen Flußläufen durchkreuzt wird. Nachdem wir einen endlos erscheinenden Weg hinter uns hatten, kamen wir um ein Uhr mittags in Curicó an, 18 leguas von San Fernando gelegen. Es ist ein sehr anmutig ausschauender Ort, sehr verlassen, wo wir eine Herberge sehr schlechter Art antrafen.

Ich traf einen Italiener namens Moriani und den Sohn eines Engländers namens Bruce. Dieser verkaufte ein Pferd Herrn Kindermann, anscheinend ein gutes Tier, das aber in Wirklichkeit nicht einen Peso wert war. Wir fanden keinen Hufschmied. Gelangweilt zogen wir uns in unser miserables Zimmer zurück. In einem Korridor des Nachbarhauses schliefen in consortium 5 Weiber und 3 Männer. Wir ruhten den ganzen Tag, denn wir beschlossen, nachts weiterzureiten. Heute, am 24. Febr., sind es 17 Tage, daß wir unterwegs sind. Auf Grund unseres neuen Planes standen wir um 4½ Uhr nachm. auf und ritten durch eine sehr flache und monotone Gegend. Der Abend war wundervoll. Bei Sonnenuntergang sehen die Gegenstände viel größer aus als sonst. Während wir ritten, schrieb ich einige Verse nieder.

Wir hatten keinen Führer, und da der Weg über eine Pampa ging, haben wir uns genötigt gesehen, um 9½ Uhr abends in einem einsam liegenden Haus Unterkunft zu suchen; dort trafen wir eine Familie, die unter einem breiten Korridor die Kühle genoß. Es war eine ältere Dame in Begleitung von 7 jungen Mädchen. Sie wollten bereitwilligst uns einen Burschen mitgeben, der uns den Weg zeigen sollte, luden uns aber vorher ein, abzusteigen. Wir taten es jedoch nicht, um am selben Abend etwas vorwärts zu kommen. Es waren weder Wasser noch Bäume in dieser Gegend zu sehen, nur der Mond schien wunderbar. Um Mitternacht waren wir alle totmüde und beschlossen, uns an einer Tanne, die wir hart am Wege fanden, niederzulegen.

Die nächste Tagereise begannen wir um 4 Uhr morgens, und haben an jenem Tage 19 leguas zurückgelegt. Wir sind über den Lircayfluß geritten, und trafen bei Nachtwerden in Talca ein. Als wir der edlen Stadt näherkamen, sahen wir armselige, dürre Felder. Das Gebirge war sehr weit entfernt.

Um in die Stadt zu gelangen, muß man durch eine lange Pappelallee. Von weitem gesehen, bietet Talca ein schönes Bild. In der Umgebung dieser Stadt, deren Bedeutung in der Landessprache „Donner“ ist, wurde während den Unabhängigkeitskrieges die Schlacht von Cancha Rayada geschlagen, die in der Gegend der Alameda begann. Die Patrioten wurden 3 leguas weit gegen den Fluß verfolgt und erlitten eine schwere Niederlage.

Die erste Straße im Norden der Stadt ist sehr schmal und schmutzig, die übrigen Straßen nach dem Zentrum zu sind etwas besser. Wir fanden Unterkunft in der „Tienda Italiana“, bekannt unter dem volkstümlicheren Namen „Picanteria“. Der Wirt war kein freundlicher Mann und betrachtete mich mit etwas verdrießlicher Miene. Nachdem wir uns erholt, d. h. mehrere Stunden geschlafen hatten, galt mein erster Besuch dem Mayor Sutike, einem früheren deutschen Soldaten. Er ist ein alter Graubart, kämpfte heldenmütig in den Feldzügen 1812, 13 und 14, wanderte nach Friedenschluß aus, wegen eines Duells, kam nach Amerika und bot seine Dienste Chile an. Er begleitete San Martin nach Perú, wo er eine Kugel in die Hüfte bekam, die ihn lähmte. Seine Gesundheit war leider recht schlecht. Es ist ein braver, ritterlicher alter Soldat, von goldenem Herzen, aber kein hervorragender Geist. Er freute sich sehr, in mir einen alten Kriegskameraden zu finden, so nennt er mich immer. Seine Frau ist eine Tochter des Landes, eine Chilenin, wie ich vorher eine besser erzogene nicht gefunden habe. Sie ist eine große Bewunderin und persönliche Freundin des Malers Rugendas, von dem sie verschiedene Zeichnungen besitzt, sowie auch ein Album mit zahlreichen Originalen dieses Künstlers.

Wir begegneten Dr. Moeller, und am nächsten Tage besuchten

wir das Gut des Herrn Agustin Gana. Das Gelände ist sehr umfruchtbar, war aber erst kürzlich bearbeitet worden. Die Bewässerung ist mangelhaft, der Boden im ganzen steinig; ein Tal im Inneren ist grün, aber den Ueberschwemmungen ausgesetzt.

Der Wirt der „Picanteria" scheint im Kopf nicht ganz richtig und überhaupt halb verrückt zu sein. Seine Frau ist eine Betschwester. — Ich sah den neuen Vulkan, der einige 25 leguas entfernt zu liegen scheint. Er wirft große Massen Lava aus und muß einen enormen Krater haben. Bis jetzt hat kein Mensch es gewagt, sich ihm zu nähern. In der Entfernung, in der ich mich befand, konnte man schwer sagen, was Wahres daran ist, ich höre aber, daß infolge der Eruptionen ein Arm des Maules trocken gelegt worden sei.

Wir haben im Hause Sutikes gefrühstückt. Er bot uns mit Galanterie Weine an, die im Hause gemacht werden, eine Nachahmung der europäischen Weine; einige derselben sind das reine Gift. Den Abend haben wir in lustiger Stimmung zugebracht; wir haben deutsche Lieder gesungen, wodurch wir den greisen Soldat erfreuten, der schon seit langem nichts dergleichen gehört hatte.

Auf der Plaza spielte die Musikbande, ziemlich schlecht, aber nicht so schlecht, wie ich es mir vorgestellt hatte. — Die Mode des Haarschneidens grassiert in Talca in unerhörter Weise. — Unter den Tageszeitungen der Stadt hebt eine sich hervor, genannt „Das Alpha".

Diese Stadt scheint durch ihr mehr oder weniger intensives Leben und durch ihren Handel mehr dem Fortschritt geneigt, als die meisten chilenischen Städte. Sie hat 20 000 Einwohner. — Der Aesthetik wird nicht sehr gehuldigt, es genügt, sich daraufhin den öffentlichen Brunnen zu betrachten.

Dr. Moeller hat in der Nähe von Tagua-Tagua ein Gut gepachtet, aber ich fürchte, er wird nicht im Stande sein, es zu verwalten. Er ist sehr unordentlich in seiner Lebensführung und auch noch dabei sehr lässig, obwohl er einen guten Charakter hat. In der Nähe von Talca, auf den Hügeln, die hinter der Stadt liegen, bearbeitet ein Dr. Segeth einige Goldminen, und ein weiterer Doctor, Herr Simmonds ist sein Teilhaber.

Um 3 Uhr morgens zogen wir am 27. Februar aus der Herberge des Antonio Leiva, so heißt der Wirt der „Picanteria", und gelangten nach fünfstündigem Ritt nach San Javier de Loncomilla. Es ist eine fruchtbare Gegend; der Ort hat unregelmäßig verteilte Häuser; das Land ist von vielen Bächen durchzogen. Das Hauptgebäude des Ortes ist eine Mühle, erbaut von ihrem Besitzer, einem Yankee, Mister Allen. Die Maschinen sind ausgezeichnet; das für die Anstalt nötige Wasser läßt nichts zu wünschen übrig, aber günstig ist die Lage gerade nicht, wenn man die Schwierigkeiten für den Export in Betracht zieht und die Abgelegenheit der Arbeiterhäuser. Allen ist sehr liebenswürdig und wahrscheinlich zu aufrichtig, denn er hat uns

alle ſeine Angelegenheiten, ſelbſt die privater Natur — und ſogar die intimſten — mitgeteilt. Er iſt mit ſeinem Schickſal nicht zufrieden. Wer kann es überhaupt ſein? — Ich ſchlief zwei Stunden, geplagt von unzähligen Flöhen, ſo viele wie ich nie zuſammen an einem Ort geſehen habe. Nachmittags ſind wir in Richtung nach Linares abgereiſt, wo wir nach einer ſehr beſchwerlichen Reiſe ankamen. Den Maule haben wir am Morgen durchſchritten, bevor wir Miſter Allens Haus erreichten. An dieſer Stelle iſt der Fluß ſehr eng, hat ſehr ſtarke Strömung und enttäuſcht um ſo mehr, als die Anwohner ihn emphatiſch die chileniſche Themſe nennen. Man verliert viel Zeit beim Durchqueren, da auf der Fähre nur 4 bis 5 Tiere Platʒ haben.

Nichts Erwähnenswertes bietet der Weg. Wir trafen am Ort bei Sonnenuntergang ein, nachdem 16 leguas zurückgelegt waren. Herberge bot uns das Haus von Silverio Enenia, eines alten Brummbären, der zwiſchen den Zähnen unausgeſeʒt knurrte, dem unerträglichſten Monſtrum, das mir während der langen Reiſe begegnete. Wir mußten auf das Abendeſſen bis nach zehn Uhr abends warten, und zum Schluß ließ uns die Beſtie außerhalb des Hauſes ſchlafen, nachdem er unſere armen Pferde ebenfalls ſchlecht behandelt hatte. Das Eſſen war ungenießbar. Ich mußte ihm ein Schaffell und einen Gurt für mein Maultier abkaufen und dafür zwei Peſos bezahlen. Für uns und die Pferde forderte er einen Peso und 2 Reales, viel zu viel Geld für das Wenige und Schlechte, das er uns bot. Mit einiger Schwierigkeit konnten wir einen Führer finden, der uns bis zum Perquilauquen führen ſollte. Darauf trennten wir uns in ſchlechter Laune, ſowohl wir als auch die Tiere. Wir kamen an etlichen kleinen Flußläufen und Pampas vorbei; alles ſehr monotone Laudſchaften. Der Anblick dieſer verſteinerten Meere, dieſer übermäßig trockenen Gegenden, verurſachte mir eine drückende Stimmung. Es müſſen herrliche Wieſen und Weiden im Frühjahr ſein, aber im Sommer und Herbſt ſind es Wüſten, die ſich im Winter in unpaſſierliche Sümpfe verwandeln. Wir kamen auf ein Gut, das man „La Rinconada“ nennt. Vor einigen Jahren iſt es öffentlich an einen Herrn Waddington für $ 23,000 Peſos verkauft worden. Es umfaßt 7000 Cuadras Weizenland, der Richter für Minderjährige hat dann dieſen Kauf null und nichtig erklärt, wegen eines Formfehlers, und das Gut wurde nach Ablauf eines lanjährigen Prozeſſes wiederum öffentlich ausgeſchrieben. Diesmal haben ſich 2 intereſſierte Perſonen gemeldet, der Biſchof Elizondo von Concepcion und der Miniſter Camilo Vial. Der Präſident bat Herrn Arriagada, nicht darauf zu bieten, was dieſer auch verſprach, in dem Glauben, Herr Bulnes wollte das Gut für ſich ſelbſt kaufen; aber als er hörte, daß Herr Vial ſich dafür intereſſierte, ſandte er ſeinen Agenten nach Talca, allwo die Verſteigerung ſtattfinden ſollte, mit dem Auftrage, einen Peſo mehr zu bieten, als irgend ein anderer Intereſſent, ganz gleichgültig wie

hoch die Ankaufsſumme ſein mochte. Der Agent, welcher wohl unterwegs irgend einen Unfall erlitten hatte, oder beſtochen worden war, was auch als Unfall angeſehen werden kann, kam einen Tag zu ſpät zur Verſteigerung, und Vial kaufte das Gut für die Summe von $ 48 000. — Einen Tag darauf, als der Kauf in Santiago bekannt gegeben worden war, erſchien eine öffentliche Bekanntmachung, durch die beſtimmt wurde, daß der Weg, der mitten durch das Gut geht und nach Concepcion führt, hergerichtet werden müßte. Wenn man die wahren Gründe der menſchlichen Handlungen kennen lernt, wie anders erſchienen ſie oft, als man vorher annahm!

Heute ſind wir an drei bedeutende Flüſſe gekommen: den Achibueno, den Perquilauquén, und den Longaví. — Die Zahl der Bewohner iſt ſpärlich, und die Gegend bildet eine endloſe Ebene. Wir fanden große Schwierigkeiten, Unterkunft für uns und Futter für unſere Tiere zu erhalten. Nach vielem Suchen und vielem Betteln wurden wir von einem armen Mann aufgenommen. Wir aßen ſehr ſchlecht. Um uns vor dem ſtarken Südwind, der ſich wie ein wahrer Sturm erhob, in dieſem Meer von Staub zu ſchützen, und auch etwas Schutz vor den Flöhen zu finden, übernachteten wir auf einer Carreta. — Der Wind wirbelte die Mantas hoch, und ich erkältete mich ſtark, bekam auch noch ſtarke Leibſchmerzen. — Das Gut des Herrn Price war 7 leguas entfernt. — Schon bei Nacht brachen wir am nächſten Tag auf, ohne Führer in dieſem toten Meer. Nach vielen unangenehmen Zwiſchenfällen, und nachdem wir unglaubliche Hitze zu ſpüren bekommen hatten, kamen wir in San Carlos an, welches wir durchritten, ohne uns aufzuhalten, um nach Chillan zu gelangen. — Endlich eine Stadt von einiger Bedeutung! Sie hat einmal eine größere Lehranſtalt oder Univerſität gehabt, war Biſchofsſitz uſw. Im Jahr 1835, in dem Jahre, als Darwin nach Chile kam, wurde Chillan durch ein Erdbeben zerſtört. Die Bevölkerung wanderte aus, an einen Ort, der zwei leguas weiter nach Oſten gelegen iſt, und hier gründeten ſie „Chillan Nuevo“. Heutzutage zählen beide Ortſchaften zuſammen 10 000 Einwohner. Kurz vor Mittag ſind wir in der Stadt angekommen und haben einige Stunden gebraucht, bis wir Herberge fanden. Zuerſt trafen wir Leute, die uns rieten, ein Haus zu mieten, andere haben nicht einmal auf unſere Fragen geantwortet. Von Chillan Nuevo hat man uns nach Chillan Viejo empfohlen und umgekehrt. Nirgends iſt eine Herberge oder ein Reſtaurant zu ſehen. Ein Kaufmann, der keine Skrupel hatte, Maaß anzuführen, indem er ihm einen miſerablen Klepper verkaufte, und deſſen Haus Raum bot, eine ganze Schwadron unterzubringen, ſagte uns, es täte ihm ſehr leid, aber er hätte keinen Platz für uns! Wahrſcheinlich könnte uns ſein Nachbar beherbergen. Und auf dieſe Weiſe wurden wir mit Worten und Verſprechungen hin-

gehalten. Wir waren entſchloſſen, die Stadt zu verlaſſen und in der friſchen, freien Luft eine Unterkunft zu ſuchen, als eine alte Frau (Ehre ihrem Geſchlecht!) ſich uns vorſtellte und uns in ihr Haus einlud. Es war Doña Pastora Quijada, eine 80jährige Frau, und da ſie im Begriff war, auf ihr Gut in einer Ochſenkarrete zu fahren, bot ſie uns ihr Haus unentgeltlich an.

Beim Erwachen fühlte ich mich ſehr krank, mit Beſchwerden im Unterleib. In der Nacht hatte Maaßens Pferd mit einem Tritt einen Teller zerſchlagen, und ſo mußte mein Freund einen neuen kaufen; der zerbrochene Teller hat wohl real gekoſtet, man hat ihn dafür einen peſo und zwei reales zahlen laſſen. Das war das höchſte der Gefühle in Chillan!

Um vier Uhr morgens des nächſten Tages haben wir unſeren Ritt fortgeſetzt, diesmal mit Herrn Miguel Burgos, unſerem Bekannten, der uns am vorigen Tag ſein Haus vorenthalten hatte.

Er, ſeine Frau und Tochter, ſamt Bedienung und Maultieren machten ſich auf den Weg nach Concepcion. Umſonſt bemühte er ſich, unſere Freundſchaft zu ſuchen; der Empfang, der ihm zu Teil wurde, war recht kalt. Maaß war unglücklicherweiſe der einzige, der mit ihm ſprach, obwohl derſelbe Maaß von dieſem Schuft ein Pferd bekommen hatte, das nicht einmal dieſen Namen verdiente. Bald trennten ſich die beiden Karawanen. Der Tag war ausnehmend heiß. Wir ritten auf tiefem Sand von bläulicher Farbe. Die Vegetation beſchränkte ſich auf wenige armſelige Sträucher, der Weg war ſehr beſchwerlich. Es war der ſchwerſte und unangenehmſte Tag, den wir bis jetzt erlebten. Um das Maß voll zu machen, haben wir uns verſchiedentlich verlaufen, und ſind längs eines Fluſſes geritten, den man Itata nennt. Wir haben ihn an einer Stelle durchquert, wo man viele Pejerreyes fiſcht.

Meine Stimmung war gedrückt. Ich ſah meine Geſundheit gefährdet. Nach vielen unnützen Umwegen erreichten wir das Tal von Coyanco. Wir verlangten Unterkunft in einem ſehr bequemen Hauſe, und ſie wurde uns aufs Liebenswürdigſte bewilligt. Ich habe mich nie ſo müde gefühlt und ging zu Bett, ohne jemanden geſehen zu haben.

Das Grundſtück, in dem ich mich befinde, heißt „Las Mercedes“ und gehört zwei alten Witwen; die eine iſt 80 Jahre alt, die andere 60. Die erſte iſt ſeit ihrem 14. Jahr paralytiſch, und beide haben die Abſicht, das Gut zu verkaufen, obwohl ſie erklären, daß die Weinreben ſehr produktiv ſeien, ihnen über 1000 arrobas Moſt lieferten und leicht das Fünffache liefern könnten. Dieſes Gut iſt gegenwärtig für $ 500.— verpachtet. Jede der alten Frauen hat eine oder zwei ledige Töchter und jede von dieſen hat 2 oder 3 Sprößlinge. Der älteſte Sohn (25 Jahre alt) iſt ſchwachſinnig; die ganze Familie

ist schwindsüchtig oder skrofulös, und ich habe ihnen bis zur Unendlichkeit ärztliche Verschreibungen machen müssen. Dieses Land ist das geeignetste für den Anbau der Rebe in ganz Chile und wer weiß ob nicht in ganz Amerika. Der Grund und Boden ist porös und sandig, mit genug Regen und natürlichen Wasserläufen, sodaß man nie künstliche Bewässerung braucht. Die Bedeutung der Gegend ist noch nicht zur Genüge bekannt. Große Güter könnten für wenig Geld hier erworben werden. Das eben erwähnte Gut könnte mit 200,000 Weinreben bepflanzt werden und könnte für die Kleinigkeit von $ 4500 bis 5000 Pesos erworben werden. Drei oder vier von unseren Landsleuten, mit einem Dutzend Winzern, könnten hier Reichtümer erwerben.

Während ich zu Bett lag, habe ich einige Verse geschrieben. Die Ruhe zu Bett hat mich wiederhergestellt, und gegen Mitternacht bin ich aufgestanden. Zu unserem Unglück mußten wir uns überzeugen, daß unser Führer alkoholisiert und in einen Idioten verwandelt war. Mit einem anderen Führer ritten wir um ein Uhr morgens längs des Flusses, dessen bewaldete Ufer viel gutes Bauholz liefern, wie auch gutes Brennholz. Sehr viel Sorge haben uns die Tiere verursacht, da sie in der Dunkelheit verschwunden waren.

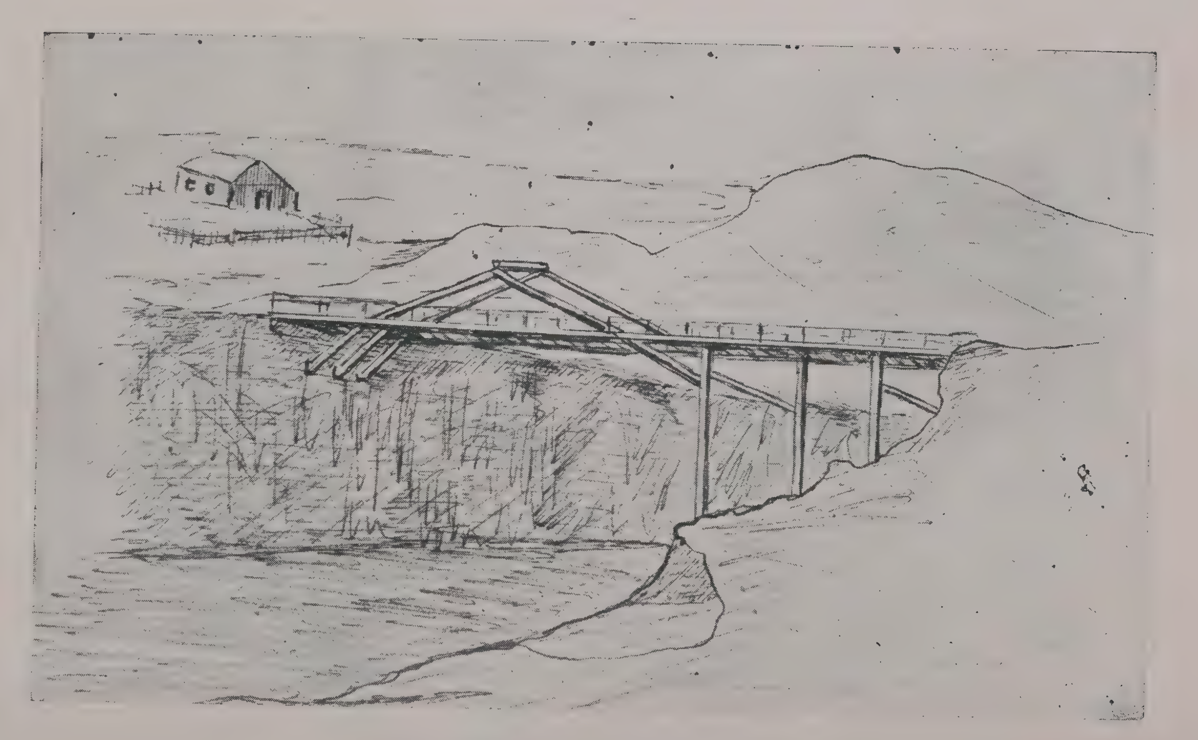
Gegen Morgen sahen wir „La laguna turbia“ vor uns; es ist dies ein kleiner See, umgeben von Hügeln. Er scheint tiefes Wasser zu haben und ist gelblich und trüb, aber als ich ein Glas von dem Wasser nahm, sah ich, daß es vollständig kristallhell und sehr kalt war. Man sagte mir, daß es eine „laguna sin fondo“ ist, aber in Wahrheit ist das Wasser sehr rein und durchsichtig, so daß man den Grund des Bodens durchscheinen sehen kann, der tonig und gelblich ist, und daher glaubt man, daß das Wasser trüb und schmutzig sei. „La Florida“ ist ein armseliges Dorf, auf goldhaltigem Terrain aufgebaut. Das Land ist hier unfruchtbar und monoton. Von hier wird der Weg etwas schwierig für die Pferde. Wir kreuzten die Küstenkordillere, ein Gebirge von toniger Erde, abschüssigen Böschungen und tiefeingeschnittenen Tälern, die von dem starken Regen ausgewaschen sind. Einige Hügel, sind unter sich durch schmale Stege verbunden, die beinahe künstliche Brücken von grober Erde bilden und manchmal so eng sind, daß ein Wagen auseinander genommen werden muß, um durchzufahren. Jeden Winter schreitet diese Zerstörung weiter, und mit der Zeit werden die Wege unpassierbar. Zur Mittagszeit erreichten wir ein Tal, das wir von weitem bewundert hatten. Ermüdet von Durst und Staub, begegneten wir einer carreta, die mit Trauben beladen war und erfreuten uns an dieser Gabe Gottes. Wir boten dem mozo und dem Führer einige Trauben an, die stolze Bande nahm sie nicht an und war selbst unfähig, sich einige zu pflücken. Ein kleiner Bach mit unzähligen Windungen zwang uns, ihn zehnmal zu durchqueren; rechts und links des Weges begleiteten uns Weinre-



Araukaner.



Die Franziskanerkirche in Nacimiento.



Die Brücke über den Lajafluß.

ben, und wir malten uns aus, wie dieses Land aussähe, wenn es ganz und gar bepflanzt wäre.

Von Florida bis Concepcion sieht man keinen Stein. Nachdem wir eine sandige Gegend passiert und nicht wenig Staub geschluckt hatten, kamen wir in Puchacay an; daselbst fand ich eine Mühle von einem Herrn Burton vor.

Um zwei Uhr nachm. kamen wir in Concepcion an. Wir stiegen in der „Farda del Comercio“ ab. Unser Wirt hieß Bustos und sagte uns, daß sein Hotel überfüllt sei. Am nächsten Tag besuchten wir den Hafenort Talcahuano, drei leguas von Concepcion entfernt. Wir machten hier dem Gouverneur Rondizzoni einen Besuch, einem früheren Offizier der napoleonischen Dragoner, der mit der Familie Sutike befreundet ist. Er nahm teil an den Schlachten von Eckmühl, Regensburg, Wagram, Aspern, in den russischen Feldern, bei Leipzig, Dresden und zuletzt bei Waterloo. Nachdem der Friede geschlossen war, kam er nach Buenos Aires. Von hier zog er mit San Martin nach Chile. Hier ist er geblieben. Er ist ein Mann, der die Welt gesehen hat und ist liebenswürdig und freundlich, wie es sich für einen ritterlichen Soldaten geziemt.

In Concepcion überreichte ich Herrn Manuel Zerrano ein Empfehlungsschreiben von Doktor Möller. Herr Zerrano ist Millionär, von rauhen Manieren, aber ehrlich, mit durchdringendem Blick, ruhig und unerschrockenen Geistes; er behandelte uns, als ob wir seine Brüder wären.

Talcahuano ist ein ärmliches Nest. Der Handel in Mehl und Weinen ist bedeutend. Während des Unabhängigkeitskrieges war dieser befestigte Platz das Bollwerk der Spanier. Er hat eine ausgezeichnete strategische Lage, wurde von Freire 1817 belagert, aber nicht eingenommen. Die Spanier beherrschten von hier aus das Meer und hatten die Hügelkette zwischen den beiden Meeresbuchten von Talcahuano und San Vicente mit 113 24pfünder Kanonen befestigt. Freire griff in zwei Kolonnen das Zentrum an, wo das Feuer am stärksten war. Fast alle fielen. Bulnes, der damals Leutnant war, bückte sich, und Freire rief ihm zu: „Oiga amigo, estas papas queman“.

Ich kehrte nach Concepcion zurück, da die Schwester des don Manuel schwer erkrankt war. Man hat keine Geldmittel gespart, gute Aerzte herbeizuholen. Die Doktoren Goldeck, Lacourt (Belgiert), Ferrier (Franzose), sein Schwiegervater und der hagere Dr. Francisco Vermeuil behandelten sie. Ich habe sie gerettet (späterhin ist sie an einem Fieber gestorben). Der letzte der genannten, d. h. Vermeuil, ist ein närrischer Mann, der seit dem Erdbeben hier wohnt. Er hat Pöppig gekannt. Den Vulkan Antuco hat er bestiegen. Er scheint aber doch ein guter Kerl zu sein. Frau Zerrano ist eine entzückende Dame. Sie liest französisch, die modernen Schriftsteller und ist

außerdem in Geschäften sehr bewandert, von großer Phantasie und sehr starkem Willen.

Ich sah das Bataillon der „Invencibles de Carampangue“. Man muß sie gesehen haben!

Mit Zerrano bestieg ich einige Hügel, die hinter Concepcion liegen, und fand in einer der Waldungen ein Fort an einer Stelle aufgestellt, von wo aus es sicherlich keinem Menschen schaden könnte.

Bauschutt liegt überall in den Straßen Concepcion's umher, der noch vom großen Erdbeben 1835 herrüht. Man sagte mir, daß die Bewegungen der Erde den Wellen des Ozeans glichen, daß man sich weder aufrecht hatten noch sitzen bleiben konnte. Am ersten Tag gab es 82 Erschütterungen, und während des ersten Jahres wiederholten sie sich täglich.

Ich ging an Bord eines Walfischfängers aus Hamburg. Der Kapitän war ein roher Kerl. Er spracht ein Viertel Deutsch, ein Viertel Englisch, und Zweiviertel aus fünf verschiedenen Sprachen, die mir unbekannt sind; er wackelte immer mit dem Körper, wie wenn er auf der Lauer nach einem Walfisch wäre. Mit dem gutem Wein und gutem Essen, das er uns vorsetzte, waren wir wenigsten zufrieden gestellt. Er gab uns Weine aus Coyanco, 18jährig und sehr ähnlich dem Málaga-Wein.

Der Bio-Bio ist ein wasserreicher Fluß, breit, aber wenig tief. Viele Flöße und Schiffe bringen die Produkte des Innern hierher.

Wir besuchten den greisen Bischof Elizondo, einen sehr liebenswürdigen Herrn. Mir schenkte er ein Pferd. Die Kathedrale ist eine enorme Ruine. Man hatte sie gerade aufgebaut und dafür $ 140 000.— ausgegeben, als die Katastrophe hereinbrach. Der Bischof erkundigte sich nach meiner Schwägerin Maria Teresa, nach Don Fernando, meinem Schwager, ebenso nach meiner Frau Catalina. Ich erzählte alles, was ich wußte, und der alte Herr schien sich sehr darüber zu freuen.

Am Montag machten wir uns wieder auf die Reise, gut ausgeruht und mit großen Vorräten. Auch nahm ich ein Empfehlungsschreiben des Intendenten, General Cruz, mit, einem sehr höflichen und arbeitsamen Herrn, der uns ein Manuskript zeigte, das sich auf eine Reise bezog, die sein Vater über die Cordillera bis nach Buenos Aires gemacht hatte.

Die Ufer des Bio-Bio haben auf der Südseite einen durchaus andersartigen Charakter als alles, was wir bis jetzt gesehen hatten. Große Bäume breiten ihre belaubten Zweige über den Weg, die Matten sind sehr grün, und der Fluß ist trotz der vorgeschrittenen sommerlichen Jahreszeit sehr wasserreich. Er nimmt ein breites Bett ein und fließt langsam nach Westen. Dieser Strom hat Aehnlichkeit mit den Flüssen zu Hause.

Welch ein Unterſchied zwiſchen der hieſigen Landſchaft und der warmen, ſtaubreichen Gegend, die wir im Norden zurückgelaſſen haben! Der Weg führt anfangs nach Oſten, etwa 7—8 leguas, ſteigt dann eine bewaldete Bergkette hinan, die ſich über eine herrliche Ebene ausdehnt.

Wir haben uns in dem erſten Wäldchen von Birn- und Apfelbäumen niedergelaſſen. Unſer Führer, Burgos, iſt ein kleiner übermütiger Kerl, der auf einem zu ihm paſſenden Pferde reitet. Nach kurzer Raſt ſetzen wir unſeren Weg fort über Höhen und Abhänge, die mir ſo fremdartig erſchienen und meinen Geiſt in Schrecken ſetzten. Sie ſind ſteil und jäh abſtürzend, viel ſteiler als die wir auf dem Wege nach Concepcion kennengelernt hatten. Der Bio-Bio blieb verſteckt hinter Büſchen. Weiterhin ſchnitten wir unſere Namen in die Rinde eines hundertjährigen Baumrieſen. Die ganze Gegend gleicht einem unermeßlichen Feld von loſer ſandiger und tonreicher Erde. Als wir in eine mit Büſchen dicht bewachſene Gegend kamen, überraſchte uns die Dunkelheit, die uns zwang, den Marſch zu unterbrechen. Doch plötzlich hörten wir den feierlichen Schall einer Glocke ertönen. Pferde und Reiter wurden aufgemuntert. Ich fühlte in mir etwas wie einen magiſchen Zauber. Es waren die Glocken von Rere, die nach der Erzählung dieſen eigenen Klang haben, da bei ihrem Guß auch Gold verwandt worden ſein ſoll. Dieſer Ort iſt 18 Leguas von Concepcion entfernt und iſt nichts als ein großes Dorf.

Ich überreichte Herrn Narciso Lenares Zerranos Brief. Don Narciso es un caballero de edad, mit einer Zahnlücke. Es nahm den Brief und ſteckte ihn in die Taſche. Er war ſehr reſerviert in ſeinem Ton und ließt uns draußen vor der Tür ſtehen. Das nahm uns weiter nicht mehr Wunder. Nach einer Stunde lud er uns ein, eine Taſſe Tee mit ihm zu trinken. In der Zwiſchenzeit hatte er wohl den ihm überreichten Brief geleſen, und möglicherweiſe hat ihn das beſtimmt, uns freundlicher zu behandeln. Bald wurde uns ein feudales Abendeſſen vorgeſetzt. Ich ſpielte die Gitarre und trug meine eigenen Lieder vor. Er entſchädigte uns dafür mit Moſt ad libitum.

Als wir am nächſten Morgen aufſtanden, krachte Maaßen's Bett unter großem Lärm ein, unſeren Freund unter den Ruinen bedeckend. — Der Weg führte in Richtung O. S. O. Die Zwiſchenkordillere ſenkte ſich und führte zur Lajabrücke. Nach Ueberwindung eines letzten Hügels erſchien im Oſten der Vulkan Antuco. Der Claro und der Laja ſind Nebenflüſſe des Bio-Bio. An dieſer Stelle haben die Spanier von Seiten der Araukaner eine ihrer empfindlichſten Schlappen erfahren. Der Vulkan Antuco iſt berühmt in der wiſſenſchaftlichen Welt, denn er iſt der einzige bekannte Vulkan,

dessen Krater mit Eis ausgefüllt ist, das nicht schmilzt, wenn der weiße Schornstein in Tätigkeit tritt.

Wir haben eine kleine, eigentümliche, mit Trauben beladene Carrete angetroffen. Es waren ein Mann und eine sehr jugendliche Frau darauf. Diese reichte uns eine Traube mit einer königlichen Geste. Wie schön war diese Gebärde! — Der Weg war jetzt recht beschwerlich auf dem harten Sand. Der erhitzte Boden war mit vulkanischen Steinen übersät. Bei Sonnenuntergang kamen wir an die Lajabrücke, entworfen und erbaut von Herrn Lenares. Die Brücke hat eine Höhe von ungefähr 60 Fuß über dem Wasserstand, und eine Länge von etwa 30 Schritten. Die eigentümliche, zweckmäßige Bauart ist die ausschließliche Idee von Herrn Narciso. Die Regierung ist nicht fähig, eine Brücke über den Maipu oder irgend einen andern Fluß, wo sie wirklich unentbehrlich wäre, zu bauen. Hier gibt ihr ein armer Landwirt ein herrliches Vorbild. Zu Fuß sind wir zu den berühmten Wasserfällen des Laja gegangen, einem Fluß, der, wie ich schon sagte, im Antucosee entspringt. Gleich nach dem Fall fließen seine Wasser schwarz wie Tinte, in ganz schmalem Bett und mit rasender Geschwindigkeit.

Wir erreichten den Ort Nacimiento. Das erste, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war das Franziskanerkloster. Fray Felipe de Luca ist der erste italienische Missionar, den wir begegneten. Im Jahre 1835 kamen sie in diese Gegend, durch die Regierung kontrahiert, 20 Mann stark. Der Staat hatte die Absicht, durch die Predigt dieser Mönche die widerspenstigen Araukaner zu unterwerfen. Die alten Spanier hatten vor langer Zeit das Kreuz nach Chile gebracht und es mit Blut und Feuer hoch gehalten. Sogar die Inquisition führten sie hier ein. Zu ihrem Unglück ging ihnen das Argument, das mehr zu ihren Gunsten hätte sprechen können, abhanden, nämlich das Beispiel. Wenn eine Doktrin den Wesen geringerer Kultur vorgepredigt wird, wird es schwer halten, diese unkultivierten Geister von ihren guten Wirkungen zu überzeugen, wenn diejenigen, die bemüht sind, diese Doktrin einzuführen, mehr ihr eigenes Interesse suchen und in höherem Maß den Untugenden, die den Eingeborenen anhaften, fröheren, als diese selbst.

Ihr lehrt sie die Mysterien eurer Religion, ihr tauft sie, ihr nötigt sie, das Credo und Ave Maria mechanisch nachzusagen, aber gleichzeitig entzieht ihr ihnen ihr Land und betrügt sie in jeder erdenklichen Weise; ihr verführt ihre Weiber und Töchter, ihr behandelt sie wie einen Hund, und nachher wundert ihr euch, daß sie in ihrer Wildheit und Hartnäckigkeit ausharren, und daß sie nichts als Haß und unauslöschliche Verachtung für alle Weißen haben! Oh welcher Betrug! Wie groß ist deine Macht, wie verächtlich dein Einfluß!

Wir haben Unterkunft unter einem Gebüſch gefunden; in der Nähe eines Waſſerfalls haben wir unſer Zelt aufgeſtellt. Die Strahlen der untergehenden Sonne brachten in den herabfallenden Waſſertropſen Effekte von wunderbarer Färbung hervor, und ein Gefühl tiefer Malancholie bemächtigte ſich meiner.

Nach Eintreten der Dunkelheit ſchlief ich ſehr wenig, weil unſere Pferde immer wieder davonlaufen wollten. Schon um 3 Uhr morgens ſtand ich auf, da wurde mir aber auch ſchon mitgeteilt, daß drei unſerer Pferde fehlten. Nach manchen Stunden des Suchens fanden wir ſie endlich und konnten bei ziemlich hohem Stand der Sonne weiterreiten. Der Weg war ziemlich ähnlich demjenigen, den wir geſtern zurückgeleget hatten. Wir ritten in Richtung S. O. und legten 8 leguas zurück, bis wir nach Los Anjeles kamen. Das iſt ein wunderbarer Ort.

Die Hauptſtraße iſt gebildet von einem Dutzend kleiner Läden, und über jeder Tür zeigt ſich eine chileniſche Fahne. Die Ortſchaft iſt ſehr oft der Beſtürmung durch die Araukaner ausgeſetzt geweſen. Zweimal iſt ſie von den Indianern in Brand geſteckt und einmal vollſtändig durch ein Erdbeben zerſtört worden. Wiederaufgebaut, zählt ſie jetzt ungefähr 5000 Einwohner. Der Grundriß des Ortes iſt ſehr unregelmäßig.

Wir wurden dort aufs freundlichſte empfangen von einem Franzoſen, Mr. Descat. Auch hier ſind verſchiedene Geiſtliche zu ſehen. Es gibt ein Geſchäft, wo man nach der primitiven landesüblichen Art Handel treibt. Der Käufer bringt Tiere, Weizen oder andere landwirtſchaftliche Produkte, und der Kaufmann tauſcht ſie um gegen fertige Waren.

Ich lernte einen Herrn kennen, Don Juan mit Namen. Es iſt ein kleiner, kahlköpfiger, ſehr geſprächiger Franzoſe und Militärarzt. Vor meinen Augen defilierten einigen Spieler der Muſikbande der reitenden Jäger. Im ganzen beſitzen ſie 8 Inſtrumente und ſpielen ſehr ſchlecht. Und was glaubt Ihr, daß ſie vortrugen? Weber! Ach Du armer Weber! Du hätteſt nie geahnt, daß Dein letzter Walzer in ſolch grauſamer Weiſe verſtümmelt werden könnte, in einem verlorenen Neſt in der Halbwildnis! Was für einen eigentümlichen Eindruck dieſe Muſik in mir zurückließ, und welche tiefe Freude mir die letzten Takte brachten, als ſie in der Dunkelheit der nicht weniger herrlichen Nacht verklangen!

Wenig mehr Charakteriſtiſches iſt über Los Angeles zu ſagen.

Eine Baracke (Holzhandlung), die gleichzeitig als Fort diente, iſt weiter nichts, als eine viereckige Feldſchanze, von Bäumen umgeben und von verfallenen Türmen flankiert; hier ſtanden zwei Gebirgskanonen und ein 24 Pfünder.

Wir begegneten den erſten Eingeborenen. Sie haben ein wil-

des Ausſehen und einen durchdringenden Blick. — Ich kaufte zwei Maultiere. — Wir haben den 12. März. — Der Führer wurde nach Concepcion zurückgeſchickt. — Maaß hat wiederum Pech mit ſeinem Pferden gehabt. Er wechſelte einen Gaul mit dem Führer, der uns verlaſſen hat, und kaufte ein neues Tier am Ort; beide Tiere hatten Sattelwunden.

Am 13. März um 7 Uhr morgens ſetzten wir unſere Reiſe fort, von unſerem Wirt begleitet. Wir befanden uns auf ebenem und trockenenem Boden. Am Horizont erſchien der Vulkan Villarica. Das ebene Land war bewachſen mit Gras. Wir beeilten uns, an den Fluß zu kommen und genoſſen den angenehmen erſten Anblick eines Waldes wilder Apfelbäumer. Der Weg längs des Fluſſes war ſehr angenehm. Wir erreichten die Fährte des Fluſſes gegen ein Uhr nachmittags. Hier fanden wir eine ziemlich große, mit höchſt widerwärtigen Kerlen bemannte Lancha vor. Der Fluß, Vergara genannt, iſt ein Nebenfluß des Bio-Bio und ein bis zwei cuadras breit; er iſt tief, und die Ueberfahrt geſtaltet ſich ſehr langweilig. Um 4 Uhr nachmittags kamen wir in Nacimiento an. Die geographiſche Lage dieſes Ortes könnte nicht maleriſcher ſein; umgeben von einem weiten und ſchönen Panorama, überſieht man das Tal zweier Flüſſe. Es ſieht aus wie eine Grenzbefeſtigung. Es gibt ein Fort mit allen charakteriſtiſchen Merkmalen der ſpaniſchen Befeſtigungen. Nach drei Seiten hin Gräben, nach der vierten ein Abhang. Bewaffnet iſt es mit einem Feldgeſchütz und beſetzt von einer Kompagnie Infanterie, gerade nicht ſehr viel!

Wir ſind ſehr herzlich von Rosario Diaz, einem ſehr liebenswürdigen Landwirt, empfangen worden. Er iſt Agent von Zerrano und ein guter Mann, der von heftigen Zahnſchmerzen gequält wurde. Ich mußte dem Gouverneur meinen Empfehlungsbrief der Regierung vorlegen, um meinen Paß zu erhalten, denn nach den in Kraft ſtehenden Beſtimmungen kann niemand in das Indianerland eindringen, ohne dieſe beſondere Erlaubnis zu haben.

In dem Miſſionshaus fand ich ein Harmonium Marke „Seraphine" aus Berlin. Ich ſpielte etwas darauf. Welchen Eindruck erweckte in meiner Seele dieſe Entdeckung, hier an der Grenze der Indianer ein ſolches Kulturzeugnis zu finden!

Wir beſuchten den Gobernador. Er ſcheint ein ſehr offener Charakter zu ſein, der bemüht war, eine martialiſche Miene aufzuſetzen. Wir trafen ihn, als er gerade ſeine Hände wuſch. Er nahm unſeren Brief und unterhielt ſich dabei ſtehend mit uns. Dann ſetzte er ſich und las den Umſchlag, auf dem geſchrieben ſtand: „Dem Herrn Gobernador oder in ſeiner Abweſenheit dem Kommandanten des Platzes". Er öffnete den Brief und wiederholte in argwöhniſchem Tonfall: „Dem Herrn Gobernador uſw.", warf dann den Brief fort und ſagte

mit ziemlicher Anmaßung: „Das ist eine rein militärische Angelegenheit“. Sein Stolz schien beleidigt zu sein. Am Ausdruck seines Mundes habe ich es sofort bemerkt.

Wir besuchten das Fort. Es hat absolut keinen Wert und sah mehr einer Ruine ähnlich. Die Garnison machte Uebungen. Der inspizierende Offizier schien eher im Reiten als im Paradeschritt sicher zu sein, und als er bemerkte, daß einer der Besucher einen etwas soldatischen Ausdruck hatte, wollte er sich hervortun und stolzierte quer über den Hof. Dabei schlenkerte er seine Beine halbkreisförmig um sich und machte strenge martialische Gesten.

Unser Wirt litt an schrecklichen Zahnschmerzen und ließ eine Zange im Hause eines sogenannten Doktors holen. Dieser antwortete auf lakonische Art, „daß er seine chirurgischen Instrumente nicht einem hergelaufenen Kerler anvertraue“.

Die Offiziere tragen den Titel „Comisarios de Indios“, eine Bezeichnung, die aus der Zeit der alten Spanier stammt. Sie haben die Aufgabe, Zwistigkeiten und Uneinigkeiten zu verhüten. Noch heutzutage kommt es in dieser Gegend zu Kämpfen. Jeder Offizier verfügt über eine Anzahl Untergebener, die man „Capitanes de amigos“ nennt. Die hervorragendste Persönlichkeit dieser Art am Ort ist der Mayor Zúñiga. Ich hatte auch eine Empfehlung an ihn. Leider befand er sich nicht am Ort, sondern war vertreten durch seinen Sohn, einen zügellosen und lässigen Kerl, der uns aber gut aufnahm und Pinoleo vorstellte, den ersten Caciken, den wir kennen lernten. Es ist der Bruder des Hauptcaciken Colipi. Er ist 6 Fuß hoch und kleidet sich wie die Chilenen in halbmilitärischer Art. Er spricht etwas Spanisch und hat ein ausdrucksloses Gesicht, ist aber nicht dumm. Er versprach, uns zu begleiten. Kurz nachher betrank er sich aber wie ein Schwein und vergaß sein Verbrechen. Er und sein Bruder besitzen die beiden besten Häuser von Nacimiento. Ihre Töchter wohnen auch hier. Es sind zwei stattliche Frauen, die garnicht übel aussehen. Sie sprechen sehr gut Spanisch, kleiden sich aber in Mapuchetracht.

Nacimiento wächst zusehends. Für die modernen Häuser verwendet man Adobes; die starken Mauern sind im Innern durch starke Holzpfosten gestützt, was als das beste Mittel angesehen wird, den Einsturz des Hauses durch Erdbeben zu verhindern.

Am 14. März 1847, um 7 Uhr morgens, ritten wir in das Land der Araukaner. Es begleitete uns der junge Zúñiga und Lorenzo Cis, die als Capitanes de amigos mitgingen. Die Marschordnung der Karawane war folgende:

An der Spitze ritten Zuñiga, Kindermann und Maaß. Es folgten ein Führer, dann zwei Bediente mit zwei beladenen Lasttieren, zwei Maultieren und acht Pferden als Reserve, dann wieder zwei Bediente; den Schluß bildeten Herr Grühn und ich.

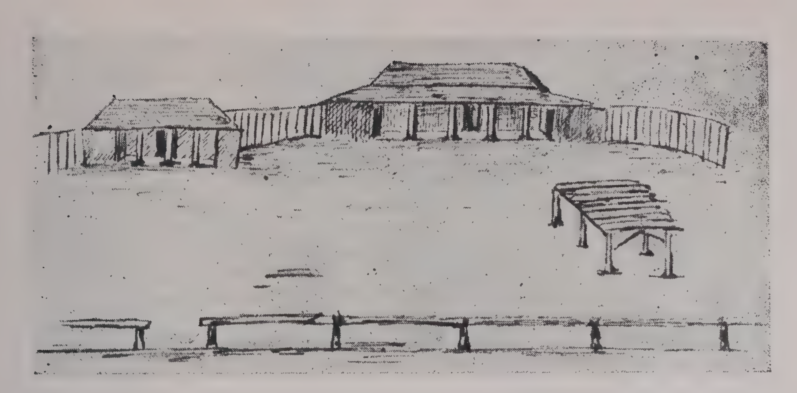
Die Felder ſind ſehr eben und fruchtbar, aber nicht bearbeitet. Zur Mittagszeit überſchritten wir den Vergara und zwei andere Flüſſe, deren Namen ich nicht kenne. Wir ritten von Nacimiento aus in Richtnng S. S. O. und ruhten uns nach acht leguas Marſch an den Ufern eines ruhigfließenden und lieblichen Baches, Renaico genannt, aus. Die Pferde brannten in ein bearbeitetes Feld aus. Eine Indianerin nahm einen lazo und fing ſie geſchickt wieder ein. Während wir mit ihr über den angerichteten Schaden verhandelten, kam ein Sohn von Pinoleo zu uns, miſchte ſich ein und legte die Angelegenheit gütlich bei. Dieſer Indianer war hochgewachſen, fettleibig und ſah recht blöde aus. Bis hierher begleitete uns der junge Zuñiga. — Wir rückten noch 4 leguas weiter, um uns auf einem dreieckkigen Felde niederzulaſſen, das an zwei Seiten von dichtem Gebüſch umgeben war, wo wir die Nacht zubringen wollten. Wir ſtellten drei Wachen aus und haben ſie unaufhörlich überwachen müſſen. Der junge Pinoleo folgte uns und zeigte ſich intereſſiert für zwei Fäſſer, die wir mit uns hatten. Gegen Abend verließ er uns. — Indianer, die unſere Pferde ſtehlen wollten, ſtörten unſeren Schlaf in der Nacht, und wir waren gezwungen, verſchiedene Schüſſe auf ſie zu feuern um ſie zu verſcheuchen. — 5 leguas entfernt von Nacimiento befinden ſich die Ruinen von Coya, einer alten Stadt, die einmal größer als Concepcion war.

Unſer Reiſegefährte Don Cäſar Maaß hatte ſich ſehr gut eingerichtet und hat auch ſehr gut geſchlafen, während wir Wache hielten.

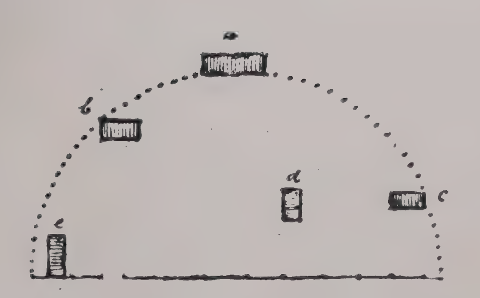
Um 4 Uhr morgens weckten ihn die Vorbereitungen zur Weiterreiſe auf, und als ich mich an ihn wandte, erklärte er mir, daß die Dunkelheit ſehr ſchlimm und gefährlich ſei; und damit legte er ſich auf die andere Seite.

Um 5 Uhr ritten wir in derſelben Richtung endlich weiter und ſetzten während 15 leguas denſelben monotonen Weg fort. Es ging über Abhänge, die nicht ſo trocken wie die im Norden ſind. Nachdem wir einen langen Ritt auf unbebauten Feldern hinter uns hatten, präſentierten ſich unverſehens die erſten Eingeborenen vor unſeren Augen. Colipi, begleitet von nicht weniger als 50 Indianern, hatte Halt gemacht auf dem Wege zu einem Feſt und ruhte am Ufer eines entzückenden Baches aus, wo das Gefolge ſich zur siesta niedergelegt hatte.

Etwa 100 Ellen von ihnen entfernt machten wir Halt und ſandten ihm unſere Dolmetſcher, mit der Weiſung, ihm über unſere Abſichten uſw. zu berichten. Ebenſo ſollten ſie ihm unſere Empfehlungen vom Gobernador und andere Dinge mitteilen und ihm gleichzeitig klar machen, daß wir die ganze Araucania zu durchqueren gedächten, wofür wir einen Führer zu haben wünſchten.



Das Wohnhaus des Colipí.



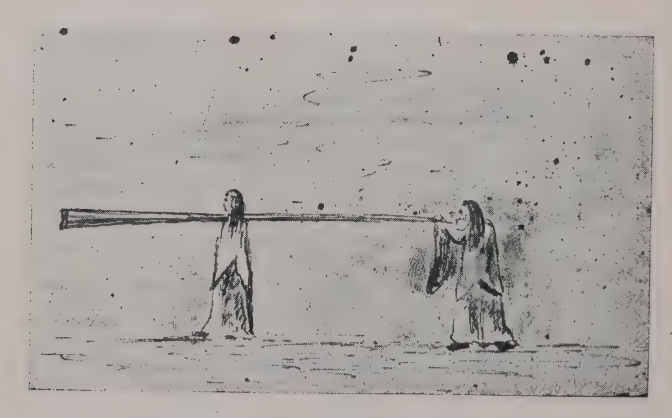
Wundriß dazu: a) Haus des Colipí und ſeiner beiden Favoritinnen, b) Haus ſeiner weiteren 12 Frauen mit ihren etwa 30 Kindern, c) Kü=che, d) Pferdeſtall, e) Empfangsraum.



Schlafſack.



Araukaner zu Pferde, die Lanze ſchwingend.



Trutrucabläſer vom Hofe Colipis.

Colipí ist ein Mann von etwa 50 Jahren, von mittelgroßer Statur, breitem Körperbau und starken Gliedern. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge beweist gute Gesinnung und Neigungen edler Art, ebenso Charakterstärke. Obwohl jünger als sein Bruder Pinoleo, hat er es verstanden, den Rang als Haupt der unabhängigen Eingeborenen Chiles sich anzueignen. Er trug ein weißes Hemd. Seinen Kopf hatte er mit einem farbigen Tuch umwickelt, dessen Form einer schottischen Mütze glich. Sein Körper war in ein viereckiges, selbstfertigtes Tuch gehüllt. Seine Stiefel bestanden aus Pferdeleder. Sie waren auf folgende Weise hergestellt: wenn das Pferd eben krepiert ist, wird die Haut abgenommen und dann in warmem Zustand über den Fuß und die Waden gezogen, wodurch sie sich eng anschließt; das einzig Unangenehme ist, daß die Zehen der Füße draußen bleiben.

Colipís Tracht war die unter den Eingeborenen übliche, mit Ausnahme eines Hemdes. Er hatte sie absichtlich beibehalten, weil sein Bruder Pinoleo, als er die spanische Tracht anlegte, auch die Anhänglichkeit seiner Landsleute einbüßte. — Als wir uns an Ort und Stelle bei der Versammlung befanden, wurden wir mit der größten Würde empfangen. Der Cacique reichte uns nacheinander die Hand und versicherte uns in seiner Muttersprache, daß er uns als Freunde empfangen wolle. Er erkundigte sich kurz nach Bulnes und nach der Lage in Santiago. Während dieser Unterredung hatte sich sein Gefolge zu Fuß in gewisser Entfernung von uns gehalten und die Pferde beobachtet. Als die Begrüßung beendet war, wurden wir aufgefordert, an dem Fest, zu dem er zu gehen im Begriff stand, teilzunehmen, und Kindermann und ich nahmen die Einladung an, mehr um ihn nicht zu beleidigen, als weil wir besondere Lust dazu verspürt hätten.

Als wir wieder aufbrachen, ritt Colipí voraus; es folgte ihm in einiger Entfernung sein Sohn, der zugleich seine Bote war. Weiter hinten ritt sein Sohn Pedro, ungefähr 20 Jahr alt, mit einer sehr wenig ausdrucksvollen Physiognomie, der noch dazu einäugig war. Dahinter folgte ich, mit dem Kronprinzen (Stammhalter,) der ziemlich gut Spanisch sprach. Den Abschluß bildete die Begleitung der Indianer, in Gruppen zu je zwei und drei Mann. Ich ritt auf meinem Coipo, und alle Indier sprachen den Wunsch aus, mit mir das Pferd zu tauschen oder mir das Tier abzukaufen, denn sie sahen, daß es ein gutes Pferd war. Sehr eindringlich waren in dieser Hinsicht ein Vetter des Colipí und seine Feldadjudant, ein Neffe von ihm. Besonders fielen allen mein Sattal und vor allem meine Sporen auf, die sehr handlich und angenehm waren.

Ueber drei oder vier leguas ritten wir über gewölbtes, der Sonne ausgesetztes Gelände. Ein Tal war mit Mais, Weizen und Erdkartoffeln bebaut, und in nächster Nähe befanden sich vier Häu-

ſer, von denen eines ſehr anſtändig ausſah. Die ganze Geſellſchaft machte vor einem Zaun an dieſem Haushalt; Eigentümer war ein dicker Mann von vulgärem Ausſehen und mittlerem Alter. Er erſchien und begrüßte einen jeden der Teilnehmer mit den Worten: „Mari mari, peñi“, was ſoviel bedeutet wie: „Sei gegrüßt Bruder“, oder „Willkommen, Freund“, und erſt nach dieſer einfachen Zeremonie durfte man vom Pferde abſteigen und ſich ins Haus begeben, um den Schatten aufzuſuchen. Wir ſaßem auf dem Boden mit gekreuzten Beinen, in Reihen zu je vier einander gegenüber, ungefähr in 2 Fuß Entfernung von einander. Der Wirt ſtimmte unter dem Korridor, der uns aufnahm, mit monotonem Ausdruck die Begrüßungsformel an, die in feierlichen Augenblicken geſungen wird. Es iſt eine Art Geſang, nach der ſich wiederholenden Melodie H — E — H. Der erſte Teil dieſes Geſanges wird mit Ungeſtüm angeſtimmt, die folgenden mit majeſtätiſcher Ruhe vorgetragen. Die Eingeladenen antworten in gleicher Weiſe, indem ſie mit dem ruhig gehaltenen Geſang anfangen. Dieſer Geſang dauert gut eine halbe Stunde, und während des Singens flicht man Erkundigungen über Frauen, Geſchwiſter, Großeltern, Tanten, chacras, Viehherden uſw. ein.

Endlich nahm man uns gewahr, und in geſanglicher Form machten ſie ihre Bemerkungen über unſere Reiſe und die Abſichten, die uns nach dem Süden führten. Wir hatten Colipí geſagt, daß wir nach Valdivia gehen wollten, umunſere Frauen und Kinder zu holen. Bald darauf ſenkten die Sänger in feierlichem Ton ihre Stimme, bis ſie zuletzt ganz verſtummten. Es folgte eine Pauſe der Ruhe und der Andacht. Die Zeremonie wurde mit großer Würde und mit ſehr ernſten Geſichtern ausgeführt. Als dieſer Ritus vorüber war, erſchienen aus dem Innern des Hauſes Weiber mit großen dampfenden Schüſſeln, auf denen gebratenes Fleiſch lag. Die größte dieſer Schüſſeln, aus Ton, wurde Colipí vorgeſetzt, der ſie, nachdem er ſich bedient hatte, nach der Rangordnung ſeinen Untergebenen weitergab.

Wir aßen wie die Kannibalen. Da ich am vorhergehenden Tage faſt nichts gegeſſen und bis jetzt gefaſtet hatte, und dafür geritten und Menſchen, Pferde und Maultiere zuſammengetrieben hatte, kam mir das Gericht wie eine Leckerbiſſen vor.

Pferdefleiſch iſt das Lieblingsgericht der Mapuches. Die Gerichte folgen einander und waren ſich ſehr ähnlich, ſo daß man glauben konnte, daß man immer dasſelbe aß. Plötzlich aber wechſelte die Zubereitung, und wir erhielten ein Gericht Pferdefleiſch mit einer brennenden Aji-Sauce, die uns faſt außer Atem brachte. Man muß alles, was man vorgeſetzt bekommt, mit dem alleinigen Gebrauch der Finger und der Zähne, um das Fleiſch zu zerteilen eſſen. Die Tiſchgenoſſen fingen jetzt an, ein gräßliches Getränk zu ſich zu nehmen, das in geſchnitzten Holzlöffeln kredenzt wird, die groß und ſtumpf genug ſind, um im Schlund eines Rhinozeruſſes Platz zu ha-

ben. Die ſchmutzigen Finger wiſcht man ſich an den Reitſtiefeln ab, und den Mund an den Ponchos. Ich bemerkte, daß dieſes letztere ein großer Vorteil iſt, denn die Ponchos werden dadurch waſſerdicht, und es regnet hier ja oft genug. Jetzt, nach ich weiß nicht wie vielen Gerichten, fing man an, mir Getränke anzubieten. Mein Gott, welch ein Geſöff! Grüner Mais, zerkaut von alten Weibern! Warum muß man zu dieſer delikaten Zubereitung ausgerechnet zahnloſe oder wenigſtens mit Zahnlücken verſehene Weiber nehmen? Der Saft wird mit Speichel gut durchmiſcht und in großen tönernen Gefäßen geſammelt. Dann gibt man etwas Waſſer dazu und läßt ihn gähren. Dieſe hölliſche Miſchung wird bei jedem Feſt mit Vorliebe kredenzt. Die alten Hexen, die neben dem Krug auf den Knieen ſitzen, kauen unausgeſetzt den Mais. Dabei bewegen ſie die welken und runzligen Wangen. Die Viſion von Macbeths Hexen ſteht vor meinen Augen. Um ſeinen Gäſten zuzutrinken und mir eine Ehre zu erweiſen, füllte Colipí einen hölzernen Topf, von der Form eines Schnabelkruges, und kredenzte ihn mir. Dann füllte er den Topf wieder, reichte ihn ſeinem unſeligen Opfer, d. h. mir, und zwang mich, ihn bis zur Nagelprobe auszutrinken. Es kann unmöglich Gift ſein, denn an jenen einzigen Tag habe ich Gallonen davon getrunken, und noch lebe ich.

Die größte Auszeichnung, die man einem Gaſte erweiſen kann, beſteht darin, daß man ihm ein volles Gefäß dieſes Getränkes anbietet. Es iſt notwendig, beſſer geſagt, es iſt Pflicht, einem jeden zuzutrinken, der mit einem vorher angeſtoßen hat. Es kam mir vor, als ob der Vorrat unerſchöpflich ſei...

Glücklicherweiſe fiel mir ein, den Caciken zu bitten, mir die Erlaubnis zu geben, nach meinen Pferden und Dienern zu ſehen, die wir allein zurückgelaſſen hatten. Der Araukaner gab mir die Erlaubnis, aber als wir unſere Pferde beſteigen wollten, kam er und der Hauswirt mit langen gekrümmten Hörnern voller chicha und drängten uns, zum Abſchied einen zu nehmen. Als Colipí ſich überzeugt hatte, daß ich den Nektar mit einem Schluck heruntergebracht hatte, reichte er mir die Hand und ſpracht mit großer Befriedigung zu mir: „Tu es muy hombre“. Durch einen ſeiner Bedienten ſchickte er uns als Geſchenk ein Schaf. — Bald darauf kamen wir an der Wohnung Colipís vorbei. Sie beſteht aus zwei gutgebauten Häuſern.

Im mittelſten Haus wohnt er mit ſeinen Lieblingsweibern, in den Nebenhäuſern hauſen die übrigen Weiber, vierzehn an der Zahl, zuſammen mit der Nachkommenſchaft. Das zweite Gebäude gehört ſeinem älteſten Sohn, der erſt 20 Jahre alt iſt und ſchon 2 Weiber hat. Wir fanden Unterkunft in der Ramada, die zum Empfang von Fremden beſtimmt iſt. Das Eſſen wurde ſofort in einem der Korridore des Hauptgebäudes aufgetragen, auf einem Tiſch, der

mit einem nicht allzu schmutzigen Tischtuch bedeckt war. Es wurde uns Hühnersuppe, Schafsbraten, Kartoffeln und Mais, wie auch eine Art Eierspeise vorgesetzt. Es war eine üppige und sehr gut zubereitete Mahzeit, allerdings mit recht viel Fett und Ají. Im Zentrum des Tisches wurde eine große Schüssel aufgestellt; jede Person hatte einen Taller vor sich stehen. Unter diesen gab es vier aus reinem Silber; auch die Löffel und Gabeln, die allerdings etwas roh gearbeitet waren, bestanden aus Silber. Die Messer waren weniger gut hergestellt. Die Gerichte wurden auf ein Kommando, das Colipí gab, aufgetragen; die Gäste nahmen bei diesen Befehlen die Löffel und Messer in die Hand. Der Cacike gab die Losung: „An die Gewehre, greifen Sie zu!“ Wenn während des Essens irgend etwas gebraucht wurde, z. B, ein Löffel oder eine Gabel, wurden sie einfach vom Nachbarn genommen.

Als das Essen zu Ende war, vereinigten die Weiber sich in einer abgelegenen Ecke, um die Reste aufzuessen. Die Araukaner, sowohl die Männer wie die Frauen, hatten auf eigentümliche Art bemalte Gesichter. Die einzige Ausnahme bildeten Colipí, sein Sohn und der Wirt. Zu dieser Toilette waren die Farben Ocker und Indigo verwandt. Einige Frauen hatten ein ganz rot gefärbtes Gesicht, andere einen roten Strich von Wange zu Wange. Einige Männer hatten rot und blau gefärbte Schnurrbärte, andere hatten sich auf jede Wange je eine rote oder blaue Träne gemalt. Diese letzte Verzierung findet man bei fast allen Frauen. Ihre Haartracht besteht aus Zöpfen, die um den Kopf gelegt werden. Sie schmücken sich mit Ohrringen und mit einer großen silbernen Platte. Um die Kleider zu befestigen, gebrauchen sie eine gewaltige silberne Busennadel oder eine silberne Kugel, die mit einer 6 bis 7 Zoll langen Nadel verbunden ist. Den Hals schmücken sie mit mehreren roten und blauen Perlenschnüren; an jeder Schnur sind kleine Anhänger befestigt, die beim Gehen hin und her pendeln. Ihr Gesichtsausdruck ist nicht unangenehm. Die bedauernswerten Frauen sind gut, gefällig und demütig. Viele unter ihnen scheinen der weißen Rasse anzugehören; sie ähneln etwas der holländischen Frau und sind zweifelsohne angelsächsischen Ursprungs. Während der Zwistigkeiten zwischen Holland und den spanischen Kolonien wurden die Nonnen verschiedener Klöster, die von Flamen oder Deutschen abstammten, von den Eingeborenen Chiles entführt; möglicherweise erklärt sich auf diese Weise die Aehnlichkeit der Araukaner mit den Germanen.

Die araukanische Frau ist im ganzen fettleibig, klein, hat breite Füße und einen schwerfälligen Gang, der dem Watscheln der Ente gleicht. Der Grund liegt, wie ich glaube, in ihren Gewohnheiten, z. B. in der Sitte, ihre kleinen Kinder auf dem Rücken in einer Art Wiege zu tragen. Die Männer haben diesen eigenartigen Gang nicht, wohl weil sie von Kindheit an an zahlreiche körperliche

Uebungen gewöhnt werden. Sie reiten und laufen, was die Frauen nie tun. Ich habe jedenfalls keine Indianerin gesehen, die nicht diese Gangart hätte. Die Wiege tragen sie, wie gesagt, auf dem Rükken und hängen sie an Schnüre, die der Mutter an der Stirn befestigt werden.

Ich habe frühreife Mütter gesehen, die keinesfalls über 12 oder 14 Jahre alt sein konnten und noch Kinder waren. Tänze kennen die Araukaner nicht. Die Frauen sind die reinsten Sklavinnen und müssen alle Arbeit verrichten. Sie müßen säen, pflügen, ernten, Holz spalten, Wasser holen, Getreide mahlen, Chicha herstellen und kochen. Die Männer sind viel zu kriegerisch und streitsüchtig, als daß sie Lust zu Vergnügungen, wie z. B. für den Tanz hätten, aber ihren Pferden zeigen sie das Tanzen. Sie haben sogar besondere Meister, die diese Kunst den Pferden beibringen. Der Reiter zieht die Zügel fest an, drückt die Flanken des Pferdes in einer ganz bestimmten Weise zusammen und beginnt einen monotonen Gesang. Der erste Schritt dieses Pferdetanzes besteht darin, daß sich die vorderen Beine des Pferdes über kreuzen, und je besser das gelingt, umso mehr werden Pferd undReiter gelobt. Sehr selten sind die Tiere, die dieses Kunststück mit den 4 Beinen gleichzeitig machen können. Nur Colipi hat ein Pferd dieser Art. Bei den Indianern gilt im allgemeinen ein Mann für sehr reich, der ein solches Tier besitzt. — Der Pferdetanz ist eine ihrer beliebtesten Unterhaltungen.

Die bemalten Gesichter geben den Indianern einen wenig angenehmen und zum Lachen reizenden Ausdruck; diese Art der Verschönerung fällt besonders unangenehm auf bei den Frauen. Hier wie überall in der Welt herrscht die Mode, und wahrhaftig, es ist kein großer Unterschied zwischen den Perlenschnüren, die eine unwissende Indianerin in Chile sich um den Hals legt und dem Goldflaum irgend einer kaiserlichen Far Niente. Wir hatten eine unruhige Nacht wegen der vielen Bremsen, die die Pferde belästigten und die hier am Ufer des Baches, an dem wir unser Lager aufgeschlagen hatten, in Schwärmen auftreten. Als wir uns ankleideten, erschien Colipi, von einem Jungen begleitet. Kindermann hatte ein großes, aber erschöpftes Pferd für ein anderes mit einem Indianer umgetauscht. In der Nacht entwand der Indianer das von uns ihm abgenommene Pferd. Wir beklagten uns beim Caciken, der den betreffenden Indianer sofort kommen ließ. Obwohl der Tausch nachteilig für den Indianer war, der ihn nur in seiner Trunkenheit abschließen konnte, bestand Colipi auf die Gültigkeit des Tausches, aber er empfahl Kindermann, dem Indianer eine Entschädigung zu geben, da das umgetauschte Pferd etwas verletzt war.

Wir begleiteten Colipi nach seinem etwa 3 leguas entfernten Hause. Der Weg zog sich über wenig angenehmes Gelände hin;

von Zeit zu Zeit ſahen wir kleine künſtliche Hügel, die wie Grabmäler ausſahen. Ich kann nicht ſagen ob die Indianer irgend welche Gewohnheiten in dieſer Hinſicht haben, aber ſie murmelten jedesmal etwas vor ſich hin und verbeugten ſich gegen die Hügel, ohne den Grund anzugeben. Die Hügel ſind ziemlich groß und ſehr häufig. Dieſer Teil des Landes iſt ſehr oft der Schauplatz blutiger Kämpfe geweſen, die meiſtens zu Gunſten der Indianer ausfielen. Wenn es ſich um Gräber handelte, wären ſie denen der alten Germanen und Kelten ſehr ähnlich. Alle Indianer erklären, daß ſie künſtlichen Urſprungs ſeien, aber ſie würden nie zugeben, daß man ſie unterſuche. Colipi zeigte uns große Weiden, die ihm gehörten und in denen Tauſende von Ochſen und Kühen weideten. In allein 8 bis 10 Feldern befanden ſich nur Stuten und Kühe. Er beſitzt eine oder zwei Käſewirtſchaften, 3000 Milchkühe, 300 Sattelpferde, viele Schafe und in einer Pfütze unweit des Hauſes ſehr viele wild umherlaufende Schweine.

Colipis Häuſer ſtehen meiſtens an ſtrategiſchen Punkten, um in leichter Weiſe verteidigt werden zu können. Seine Beſitzung bildet insgeſamt eine Art Inſel mit ſchwer zu findendem Eingang. Colipi beſitzt ungefähr 2000 cuadras ausgezeichneten Bodens; ſeine Beſitzung iſt an zwei Seiten von einem großen ſumpfigen Weideland umgeben. Nur ein ſchmaler Weg bildet den Zugang. An der dritten Seite liegt die Küſtenkordillere und an der vierten erſtrecken ſich einige Hügel und eine Lagune, die ſich ausgezeichnet für die Verteidigung eignen. Schwerlich könnte ein Berufsingenieur einen geeigneteren Ort ausfindig machen, und kein Heer könnte hier eindringen, ohne Verluſte zu erleiden. Hier hält er Truppenſchau über ſein Gefolge, das etwa 8000 Lanzen zählt. Die Araukaner verwenden 20—25 Fuß lange Lanzen. Sie ſind angefertigt aus einer Art Bambus, der getrocknet und im Rauch wenigſtens 2 Jahre gehärtet wird. Die Spitze iſt kurz und grob gearbeitet. Sie gebrauchen die Lanze in ſehr ungewöhnlicher Weiſe, die jeder Kriegserfahrung widerſpricht. Der entſcheidende Schlag wird ſtets von unten ausgeführt; der Indianer ſchlägt ſeine Lanze auf den Boden, läßt ſie dank ihrer Elaſtizität in die Höhe ſchnellen und wie ein Peitſchenhieb den Feind treffen. Dann nutzt er ihre Wucht aus, nimmt den Schaft feſt in die Hand und führt den Stoß aus. Obwohl dieſe Art des Kämpfens lächerlich erſcheinen mag, verachten die Indianer jede andere Art von Waffen und überhaupt die Strategie. Trotzdem aber haben ſie öfters die Spanier beſiegt, die für die beſten Soldaten Europas galten.

Die Charaktereigenſchaften der Araukaner ſind folgende: unbezwingbare Tapferkeit, Edelmut, Schlauheit und große Vaterlandsliebe. Anderſeits iſt der Araukaner gleichgültig und faul. Nur wenn er betrunken iſt, überwindet er die angeborene Trägheit.

Im Kriege ist der Indianer tapfer und widersteht dem Angriff sehr nachhaltig. Wird er besiegt, so kann er sich mit bewundernswürdiger Leichtigkeit darüber hinwegsetzen. Er geht vollständig nackt in den Kampf, um nicht durch seine Kleider belästigt zu werden, und nur die Häuptlinge legen einen ledernen Panzer an, der aus sechs ode sieben schlecht zusammengenähten Fellen besteht und der Rumpf, Hals und Hüften bedeckt. Colipi besaß in seinem Hause einige dieser Verteidigungsmittel, die von der östlichen Seite der Anden herstammen. Es scheint nur ein ausgezeichnetes Schutzmittel gegen Lanze und Schwert zu sein, nicht gegen die Kugel.

Sie wissen mit Pferden in erstaunlicher Weise umzugehen und scheinen mit ihnen wie verwachsen zu sein, mögen sie mit oder ohne Sattel reiten; es sind Reiter, deren Geschicklichkeit in Erstaunen setzt. Beim Angriff bedienen sie sich grauenerregender, sehr kräftiger Schreie und schlagen dabei fortwährend mit der Hand auf den Mund.

Was künstlerische Begabung und besonders die Musik anbelangt, so stehen sie weit hinter anderen Völkern zurück, die sich in gleicher Kulturhöhe befinden. Wie bereits gesagt, tanzen und singen sie nicht, sondern kennen nur monotone Gesänge, die ich schon erwähnte. Das einzige Instrument, das sie besitzen, ist die „Trutruca“, die aus einem Bambus besteht und wie ein Horn geblasen wird. Ihre Länge schwankt zwischen 1 und 12—14 Fuß. Ist sie sehr groß, so hält ein Man das Instrument auf der Schulter, während ein anderer bläst. Dieses Instrument bringt nur einen Ton hervor, der ähnlich dem Blöken einer Kuh ist.

Was die Gefühlswelt, wie z. B. Kindes- oder Gattenliebe anbelangt, so scheint diese keinen Platz in ihren Herzen zu finden.

Beim Araukanerstamm herrscht Vielweiberei. Die Frauen nehmen den ersten Platz unter den unvernünftigen Wesen ein. Der Reichtum eines Eingeborenen wird folgendermaßen angegeben: soviel Weiber, soviel Pferde, soviel Kühe, soviel Schafe, soviel Schweine und soviel Grund und Boden.

Ihre immerwährenden Kriege sind Schuld an diesem Zustand: die Zahl der Frauen ist viel höher ist als die der Männer. Diesen unglücklichen Skljvinnen wird bei Abwesenheit der Männer alle Arbeit überlassen, und kaum erblicken sie einen Weißen, so machen sie sich sofort an die Arbeit, und handle es sich auch nur um Holzspalten während die faulen Männer, die von irgend einem Ausflug zurückkehren, ruhig zusehen,

IV. Gedichte.

An meinen jungen Sohn, 1847.

Du wächst heran, mein Sohn, und mit den Jahren
Wirst täglich etwas neues Du erfahren.
Aus der Pandorabüchse dieser Welt
Such Dir des Guten, welches sie enthält,
Das Beste stets heraus, — das Edle, Echte, —
Vermeide das Gemeine stets, das Schlechte!

Germanische Wanderlieder.

An einen jungen Auswanderer.

Mein junger Aar, nun rüste Dich zum Flug!
Stets aufwärts sei Dein Streben, an die Sterne!
Entreiße Dich der Scholle! In die Ferne,
Die unbegrenzte freie Welt hinaus!
Rasch eigne Dir der Schule Formeln an.
Sie öffnen Dir der Wissens große Bahn.
Der Philosophen Grübeln lerne kennen,
Der Sterne Heer familienweise nennen,
Der Erde Tiefen regelrecht ergründen,
Im Wunderbaren nur das Wahre finden —
Das ist das Abc der Weisheit nur,
Ihr Text, — das Buch der Bücher —, die Natur!
So rüste Dich, mein junger Aar zum Flug!
Zur Tat, zur Tat! Vergänglich ist die Kraft
Und unvergänglich nur ist, was sie schafft!
Der Blitz, der Sturmwind, der Vulkan vergeht —,
Doch ihre Wirkung bleibt —, das Petrefakt besteht!

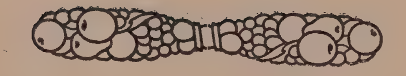
Im Urwald von Arauco (1847).

Heilges Schauern umfaßt die Seele,
Tage der Kindheit ihr kehrt mir zurück!
Ich fühle mich wieder als mutigen Knaben,
Dem jegliches Echo nur freudig erschallt
Im heimischen Wald.

Sieh, wie traulich die schlingende Pflanze
Sich schmiegt an den Busen des riesigen Stammes;
Unbewußt blüht sie im völligen Dunkel,
Ferne den sengenden Strahlen des Tags,
Tief in dem Wald.

So auch entsproß mein knospendes Leben
Dem pflegenden Schoße der Amme Natur —,
Der Wald meine Wiege, der Wald meine Schule,
Mein Träumen, mein Hoffen, mein alles der Wald,
Ja, der wogende Wald.

Das Träumen, das Hoffen ist alles verschwunden —,
Verblüht schließt die trauernde Blume den Kelch —,
Doch grüßt sie dennoch mit welkendem Blicke
Den Wald, wo ihr grünend das Leben begann,
O, der wonnige Wald!



Inhalt.

Verzeichnis der Abbildungen.

